

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

50 (11.12.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 11. Dezember 1938

Folge 50 / Jahrgang 1938

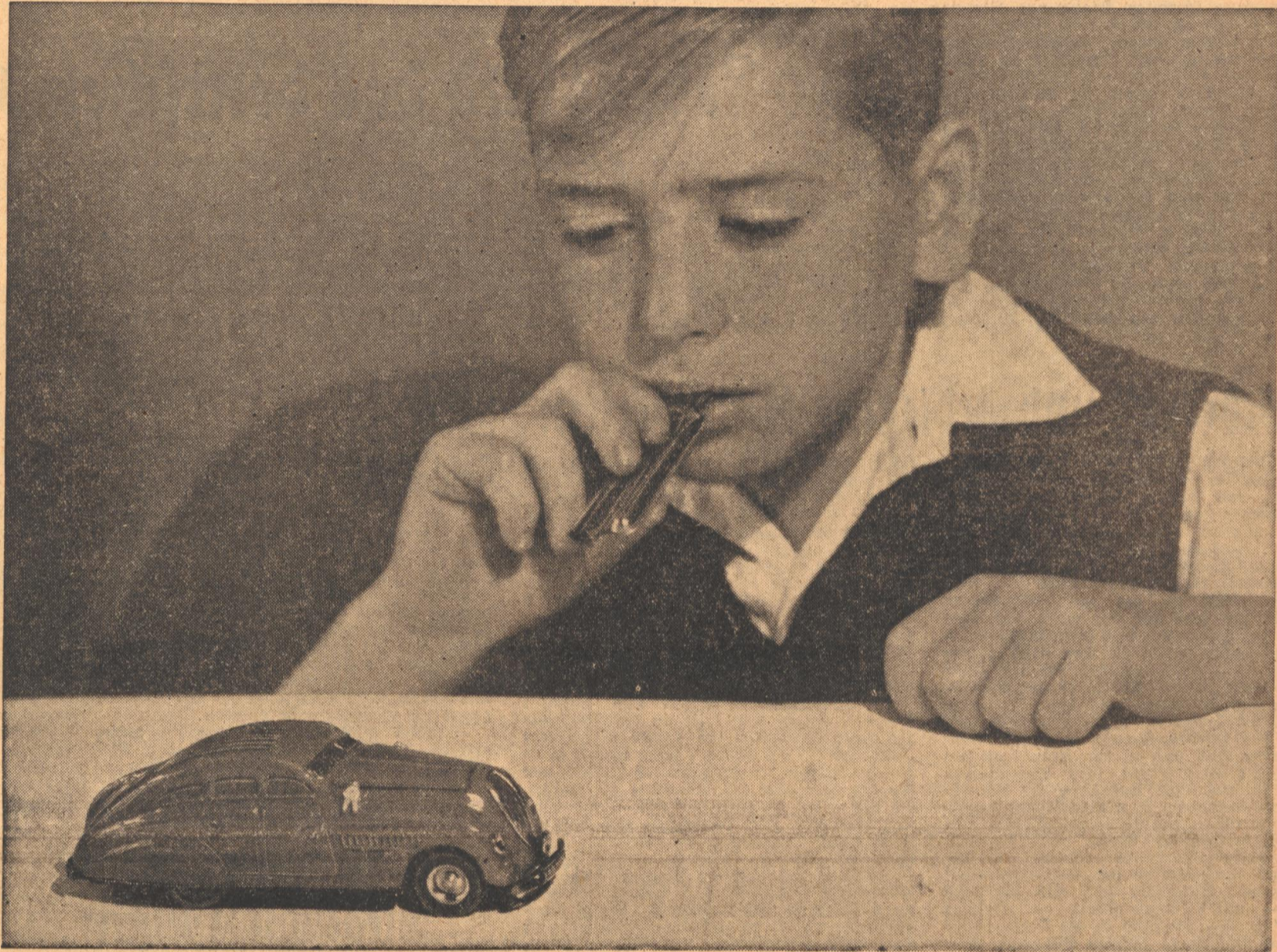
Wunderwelt des Spielzeugs

Süddeutschland ist das Land, in dem alljährlich unzählige Wunschträume von Kinderherzen zur Wirklichkeit werden: es ist das Hauptherstellungsgebiet der technischen Spielwaren. Die Städte Nürnberg und Fürth stellen allein ein Drittel der gesamten deutschen Spielwaren-Produktion, die 1936 den Wert von 70 Millionen Mark erreicht hat. Aber auch in Baden und Württemberg hat sich aus kleinen Hausbetrieben eine zielbewusst aufstrebende Industrie zu mehr oder weniger großen Betrieben entwickelt. Hier werden mit modernen, zum Teil sehr großen Maschinen, mit Hilfe kostspieliger Werkzeuge und mit viel Liebe all die technischen Wunderdinge geschaffen, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus Freude bringen und Menschen gestalten helfen.

Technisch wie das Spielzeug selbst ist auch der Werkstoff, aus dem es entsteht; vorwiegend werden Eisen und andere Metalle verarbeitet, die nicht nur ein dauerhaftes stabiles Spielzeug liefern, sondern auch die vielfältige Gestaltung ermöglichen. In dieser Welt im Kleinen fehlt dann auch nichts, was an großen technischen Leistungen vollbracht wurde, und es ist durchaus verständlich, daß sich beim Umgang mit diesen kleinen Wunderwerken auch große Leute begeistern können. Um mit diesen Dingen zu spielen, ist man niemals zu alt.

Durch Ansprechen gesteuert

Ein besonders auffallendes Merkmal des technischen Spielzeugs ist die Natürlichkeit der Nachbildung. Dadurch werden immer wieder neue Wunderwerke geschaffen. Das Auto z. B., das sich „instinktiv“ von jeder Tischkante abwendet, das auf kleinster Fläche vergnügliche Kunststücke fährt, ohne sie auch nur einmal zu verlassen, oder der schnittige Stromlinienwagen, der auf ein gesprochenes Kommando hin abfährt oder anhält,



Aufnahme: Archiv Sennowitz.

auch ohne Zug laufen zu lassen, wobei sie bekanntlich bisher — da die angehängte Luft fehlte — regelmäßig aus den Schienen sprang. Wer würde es fertig bringen, achlos an den maßgerecht nachgebildeten Stromlinienäulen, oder an der neuesten sechsachsigen Schnellzuglokomotive mit Deutsinger-Steuerung, elektrischer Beleuchtung, Windleitblechen und dem achtigen Tender mit den beiden Drehgestellen vorüberzugehen?

Soldaten und ihre Welt

Jeder Junge liebt Soldaten! Sie gehören auch heute noch zu dem beliebtesten Spielzeug auf der ganzen Welt. Still und kumm, wie zu unserer Zeit, stehen sie aber nicht mehr da: die moderne Jugend spielt mit marschierenden und schießenden Soldaten, die in bestimmten Abständen oder nach einem Druck auf den Tornister Feuer geben. Vom Kunstwagen, der Mordezeichen lenkt, bis zu dem Soldaten, der am Waldbrett seine Uniform wäscht oder sich rasiert, ist alles vertreten, was zum Militär gehört. Brücken und Unterstände, die durch Fernzündung gesprengt werden, Panzertürme,

Fast scheint es, daß das Leben in die Luft fliegen, zerlegbare Tanks mit Scheinwerfer, die knattern und schießen, und deren Feuerrohre man auswechseln kann, sind in vielen preiswerten Ausführungen zu haben. Etwas mehr muß man für einen Großkampfwagen anlegen, der mit Einzelteilen ausgerüstet werden kann, und der in der Fahrt plötzlich abstoppt, eine Salve gibt, und dann wieder weiter fährt, bis er seine 100 Schuß los ist.

Die Lust am Basteln steckt in irgendeiner Form in jedem Kind. Der angeborene Drang, etwas aus eigener Kraft zu schaffen, sucht nach Betätigung, und findet sie — im Basteln. Es gibt wundervolle Metallbaukästen, aus deren Einzelteilen sich Dinge zusammenstellen lassen, die schon frühzeitig die Begabung eines Kindes erkennen oder auch lenken lassen. Um die besten Leistungen werden alljährlich schon Wettbewerbe durchgeführt. Steinbaukästen, bei deren neuestem Modell richtige kleine Ziegelsteine aus gebranntem Ton mit Mörtel zu Bauten verarbeitet werden, sind auch schon für Kinder im Alter von 5 und 6 Jahren geeignet.

Das Kino im Haus

Auch der Siegeszug des Films ist auf die Entwicklung

der Spielwaren nicht ohne Einfluß geblieben. Aus der „Laterna magica“ ist ein kleines, an die Steckdose angeschlossenes Kino entstanden, mit dem jedes Kind nicht brennbare Filme vorführen kann. Und wer vermag die unendlich vielen Figuren mit Uhrwerkanttrieb zu zählen, die oft in phantastischen Auflagen hergestellt werden? Fast scheint es, daß das Leben in Miniatur-Ausgabe noch bunter und vielfältiger ist, als die Wirklichkeit selbst!

Der erzieherische Wert des Spielzeugs ist heute international anerkannt — denn für ein Kind ist das Spiel eben mehr als Spielerei. Diese Erkenntnis, und die Tatsache, daß Kinder mit Spielzeug gewedter und geschickter als solche ohne geeignetes Spielzeug sind, hat die Spielzeugindustrie immer von neuem angeregt, und sie schließlich zu einem beachtenswerten Industriezweig gemacht. Auf der Leipziger Frühjahrsmesse stellen alljährlich etwa 600 Spielzeugfabrikanten, die 1936 mit 350 000 Mitarbeitern vertreten waren, immer wieder neue Modelle zur Schau, mit dem Erfolge, daß heute bereits für fast 40 Millionen Mark deutsches Spielzeug nach dem Ausland verkauft werden. Sennowitz.



Das Kind Sensationen. Bahnwagen mit Abwehrstützen, Personenzüge mit Türen und verstellbaren Fenstern, Autos, die mit brennenden Scheinwerfern und Wintern über Reichsautobahnen jagen, haben immer wieder heile Freude ausgelöst.

Miniatureisenbahnen

Die Reichsbahn hat den Spielzeugfabrikanten seit jeder Modell neben müssen. Man hat jetzt die Eisenbahn (trotz Uhrwerkanttrieb) rauchend und pfeifend gestaltet, man hat die elektrische Bahn der Wirklichkeit entsprechend mit Oberleitung ausgerüstet, und die Lokomotiven mit einem regulierbaren Antrieb versehen, der die Möglichkeit gibt, die Lokomotive



Aufnahmen: „Führer“-Geschwindigkeit (2)

Deutsche Kaisergeschichte

Zwischen der 1. Auflage von 1908 und der nun erschienenen fünften liegt eine äußerst fruchtbare Zeit geschichtlicher Forschung, die nicht nur viele Quellen zu Tage förderte, sondern auch zahlreiche neue Gesichtspunkte in die Darstellung des im Glanze seiner Macht stehenden Reiches im frühen Mittelalter hineintrug. Karl Damppe, der lange Zeit in Heidelberg wirkende Gelehrte, hat schon in der ersten Auflage seiner „Deutschen Kaisergeschichte“ in der Zeit der Salier und Staufer (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig) auf Grund mühsam zusammengetragener Quellen ein unverzichtbares Werk geschaffen, das in seiner wissenschaftlichen Formgebung im Verein mit einer schonungslosen Sprache einfach beachtet. Dem zahllos tätigen Historiker war das im Laufe der Jahre angewachsene neue Material höchste Verpflichtung, im Dienste einer deutschen Geschichtswissenschaft eine gründliche Umarbeitung seines Werkes vorzunehmen. Die der Durchdringung und Überarbeitung schenkenen Sorgfalt und Mühe in einer Weise an, daß fast keine Seite unverändert bleiben konnte. Selbstverständlich hat sich thematisch nichts gewandelt, die Kapitel und ihre methodischen Absichten wurden beibehalten. Doch kaum im Rohbau zur Mitte des Werkes vorgehoben, nahm der Tod dem großen Forscher die Feder aus der Hand. Die Witwe betraute mit der Fortführung der halb vollendeten Durcharbeitung den Königsberger Geschichtsprofessor Friedrich Baetjen, der nunmehr nach Fertigstellung für die gesamte Herausgabe verantwortlich ist. Baetjen hat, um die Einheitlichkeit des Werkes zu wahren und so gut als möglich in den Spuren der wissenschaftlichen Schauweise des Verstorbenen weiterzuführen, Hampes grundsätzliche Vöcher, Herrschaftsgebiete des deutschen Mittel-

alters“ (1933) und „Das Hochmittelalter. Geschichte des Abendlandes von 900 bis 1250“ (1932) maßgeblich an der Neubearbeitung beteiligt und die dort ausgeprochenen Gesichtspunkte in der neuen Auflage zur Geltung gebracht. So ist ein fast neues Buch entstanden, das die Züge wissenschaftlicher Betrachtung Hampes weitgehend trägt, freilich nur bis zu dem Punkte, wo der verantwortliche Herausgeber selbst als Direktor mitspielt.

Diese Kaisergeschichte der Salier und Staufer gibt nicht nur dem in besonderem Studium Befindlichen beste Auskunft, sondern weicht auch jeden geschichtlich interessierten Deutschen — und wer ist das heute nicht? — an die das Reich zutiefst aufwühlenden Ereignisse zu fesseln. Da man erst einige Seiten gelesen, wird man dem Buche immer mehr verhaftet und zugleich hingerissen sein von einer Darstellung, über der die Weisheit und reife Ueberlegung eines Mannes liegt, der

diese Epochen deutscher Reichsherrschaft vollkommen beherrscht. Die großen Auseinandersetzungen zwischen Papsttum und Kaisertum unter Heinrich V. und Friedrich II. erlebt man in atemberaubender Spannung mit. Es darf nicht übersehen werden, wie schwierig gerade in diesem Bezuge die Arbeit des Forschers an den frühen Quellen ist. Fast ausschließlich stammen diese aus der Hand der Gelehrten, da dieser Stand in jener Zeit beinahe der einzige gewesen ist, der des Schreibens, in der tatsächlichen und übertragenen Bedeutung des Wortes, mächtig war. Wie diese Gesichtsbetrachtung also ausfallen muß, brauchen wir nicht näher zu erläutern, wenn es ohne Frage auch hier deutschemühten Männern geht, die zwischen den Belangen des eigenen Volkes und der nachdrücklichen Aufträge erdrückender Päpste wohl zu unterscheiden verstanden. Das wackere Gerüst der Sage, der Männer, der wirkenden geschichtlichen Kräfte aus dem Geirüpp sich widersprechender und teilweise sich gegenständig aufhebender Urkunden herauszuziehen, wird gerade für die Salier- und Stauferzeit eine vorzüglich geschichtlich-wissenschaftliche Aufgabe bleiben.

Kurt Knittel.

Zwischen Göttern und Dämonen

Zu einem neuen Gedichtband — Von Josef Weinheber

In vierzig Oden, sprachgewaltig und architektonisch wunderbar in 10 Zeile geformt, schiebt Josef Weinheber unter dem Titel „Zwischen Göttern und Dämonen“ (Verlag Langen-Müller-München) dem deutschen Volk ein neues Werk seiner einseitigen lyrischen Kunst. Wir kennen schon aus Weinhebers frühesten Werken seinen Dana zur antiken Mythologie und Oden in dem Gedichtband „Säule Krone“ gefanden und müssen doch heute befehlen, daß er sich mit seinem neuen Buch wiederum selbst übertrifft hat. Das neue Werk ist ein lyrisches Buch im üblichen Sinne. Sein aktueller Gehalt und die Tiefe seiner Gedanken sind schon durch die strenge und verhaltene Form schwer zugänglich. Kein Zwischenstück, keine Erläuterung durch eine

Ueberschrift erleichtern den Zugang. Nur das Vertrauen nach Hölderlins Superior „Non coarctat maximo, continere minimo, divinum est“, wird uns als Schlüssel gegeben. Weinheber deutet es selbst in freier Uebersetzung in der Schlußode des Buches: „... im größten sich zu binden nicht, zu halten im geringsten sich Maß, wie die Götter wollen.“ Dieses Lebensgesetz ist für Weinheber zum Normgesetz dieser vierzig Oden gemacht. Sie sind von oft kühler Beherrschung, von jener eifernen Kühle des ästhetischen, ihren Klang nur in dieser Ferne des Klüßchen ertragend und sie sind doch da und dort aufflackernd in sommerlicher Ordnung des Geistes äußerer Bewußtheit des Menschen. Man weiß nicht, ob man gerade in diesen Gedichten Weinhebers mehr das edle Maß der Verse, die anrührende Schönheit der Sprache und den hinreißenden Sturm der Musikalität des Rhythmus bewundern soll oder die geklärte Klarheit und Einmaligkeit der gedanklichen Konzeption, die Macht des Gedankenflusses zwischen der Nacht der Dämonen und dem Tag der Götter. Weinheber erhebt sich in diesen Oden zum Sänger des kommenden Menschen. Der Mangel ist ihm dies Sinnbild. Jener Mangel, der aus dem ungelassenen Gesicht der Zeit der Vermorenheit, der Dämonen, aufsteigt wie der Adler, zum Dienste an der Schönheit, an der Klarheit des Geistes und der Seele, den nun die Nähe des Göttlichen überkommt und das Bewußtsein Teil des Volkes der Mitte, des Schicksals und Reims der Welt zu sein. Weinheber bestrebt das Gesetz der Frauen und Mütter, die die Wurzel sind neben dem Schweißenden, dem Fluch und Glück des Denkens des Mannes. Er ruft die Gefallenen als die Ähnen der kommenden, deren Vermächtnis sie erfüllen werden. Von selbstverständlicher Gewisheit aussehend läßt Weinheber seinen Odenstranz ausfließen in die klare, trotzliche Gewisheit vom kommenden Leben. Wer Weinhebers neues Werk in einzelnen Stunden ans und rein erlebt, wird nicht ohne tiefe Erleuchtung dem Geistes dieses Mannes nahe sein, der so rein und maßlos zum Minder einer neuen Veredelung unserer Sprache anreden will. „Heilige dunkelnde Kunst, du schöne Seele des Vaterlandes“ bekennt er. Und wen rühre nicht die heilige Flamme an in den Versen, die wir unter diesen neuen Oden Weinhebers finden:

Nicht vom Brote allein, es lebt vom Traume der Mensch. Es ist Traum das Unre, und härter als die Tat, die ihm willig nachfolgt. Unter Vögeln ansonst zu kimpfen, tapferes Volk, bewahrt immer einer den Traum, und einer halte die Flamme lebendig!

Eugen Singer.

Kurt Ziesel.

Das Lebensbild des deutschen Handwerks

Das mit ausgezeichneten Bildwiedergaben versehene Werk „Das Lebensbild des deutschen Handwerks“ von Dr. Johann von Veers, herausgegeben von deutschen Handwerksämtern im Reichsverband des deutschen Handwerks, Verlag Carl Zeidler & Co., München, 1933, 20 Bände, 1938) umfaßt die Geschichte des Handwerks von der germanischen Zeit bis zum nationalsozialistischen Neuaufbau in unseren Tagen.

In unserer handwerksgeschichtlichen Literatur fehlte es bislang an einer Geschichte des Handwerks von dem geschichtlichen Umfange wie das vorliegende Werk, das die Entwicklung, den Aufstieg und Niedergang, den Kampf und den Neuaufbau so anschaulich schildert, daß nirgends und in keiner Weise die Empfindung eines Mangels entstehen kann.

Der Verfasser spricht nicht in enger Begrenzung von dem einen oder anderen Handwerk als Fach, er zeigt nicht etwa nur den Handwerker und sein Gewerbe, sondern er öffnet den Blick in das wahre Wesen des Handwerks und läßt an uns die Geschichte mit allen Stürmen und Wandlungen vorüberziehen. Er führt uns hin zum Beginn der großen und hohen Tradition, die das Handwerk aus deutscher Lebensart entstand.

Die Fülle des bereitgestellten Materials ist erstaunlich. Immer wieder ergibt sich, daß der Verfasser keine Frage aus dem Wege gegangen ist, sondern sich der schweren Aufgabe unterzogen hat, die Geschichte des Handwerks völlig auszuschöpfen. In Kapitel X, B. wird der Handwerker im Kampf mit dem Judentum und die Eingruppierung des Lebensraumes aufgezeigt. Es ist ein Geschichtsbild, bei dem die ganze furchtbare Tragik des Handwerks in jedem archaischen Niedergerang darstellt. Man lebt und empfindet förmlich mit und befreit auf neue die Maßnahmen gegen das Judentum in unseren Tagen.

Danach wird jeder Benutzer des großartigen Werkes anerkennen, daß nach Abschluß jedes einzelnen Abschnittes, Umerschauung und Hinweise auf die einschlägige Literatur beigegeben sind, unerschöpfbare Hilfsmittel bei Einzelstudien für besondere Fach- und

Geschichtsbereiche. Wer also an den politisch-melancholischen Auseinandersetzungen unserer Zeit Anteil nimmt, wird in diesem Werk eine Fülle von Stoff und Erkenntnissen finden. Es wird auch bei Schulungsstätten außerordentlich wertvolle Dienste leisten.

Das deutsche Handwerk ist Ausdruck der deutschen Kultur, es ist so alt wie die deutsche Kunst. Das deutsche Handwerk wurzelt im Leben des deutschen Volkes und so glauben wir auch an die Ewigkeit des deutschen Handwerks. Wer anders hält die Maßstäbe in der Hand, den hohen sittlichen, künstlerischen und erzieherischen Wert des deutschen Handwerks zu beurteilen und auf sich wirken zu lassen, als die Empfangenden, das deutsche Volk insgesamt! Der Entwicklung des Handwerks liegt diese Werkschau zugrunde. Die dauernde Wirkungsfrist, der Ewigkeitswert des deutschen Handwerks ist einzig und allein Erfüllung der nationalsozialistischen Weltanschauung. In dieser charakteristischen Haltung muß jeder arbeitende Mensch unbedingt aufgefah und gewertet werden, nicht als reines Geschichtsbild unter Nennung trockener Geschichtsdaten und Ereignissen, sondern in aller Eindringlichkeit als große Lebensgeschichte des deutschen Handwerks.

Dieses Handwerk wird und muß seinen Ehrenplatz in jedem Handwerkerhaus, in jeder Erziehungs- und Schulungsstätte und in jeder Handwerksdienststelle bekommen. Wer also praktisch oder theoretisch mit dem Handwerk zu tun hat, muß sich dieses Werk anschaffen.

Ein Wort der Anerkennung verdient auch der Verlag für die innere und äußere Gestaltung des Werkes.

„Scherzo“ und gediegene Kleinigkeiten

Dr. Dwiglask oder Ratajski? Das ist hier die Frage, die tiefinnige Frage bei der Begegnung mit diesem „Scherzo“, das fast ganz eigener Gestalt ist. „Scherzo“, etwa ein halbes hundert Verse, kommen über dich, Leser. . . und du weißt nicht, wo und wann sie dich antreffen: Dein Herz, deinen Willen, dein Intellekt, Gemüt und Humor oder wollen sie gleich alleamt und dein ganzes Wesen? Sei dem wie dem wolle, und nicht immer trifft man mit dem Begründeten von den berühmten Nagel auf den Kopf, zudem es hier gar viele Nägel sind, die Dr. Dwiglask („allias“ Ratajski) da in die Weltensprecherung einwirft, und dabei mit beiden Augen winkt, der Güte, Will dem einen, das in der Freude, die sich ihm selbst in der Freude an abgründiger Selbstironie (des Menschlichen schlechthin) aufzulösen, und dann mit den anderen, da irgendwo drin der Dichter in die Welt und die eigene Seele schaut, und in beinahe verächtlicher Weise die Dinge in einen philosophierenden Molton kleidet. Der uns allmähentlich im „Simplicissimus“ anprechende Ratajski hat also gleichsam sein „mit Verstand“ „Scherzo“ „Scherzo“ Dr. Dwiglask in die Nähe dieses hübschen Wändchens (Kleine Wänder, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München) festgelegt. Wir stellen es gerne in den Bücherregal, daß wir es in „unbürger-

lichen Stunden“ zu einem kleinen Speech mit Dr. Dwiglask bereit haben, auch zum Vergleichen man es sich vormerken. Die „Kleine Wänder“ wartet indes mit weiteren Reuefahrungen auf. Das ist von Hermann Claudius „Mein Vetter Emil“ und andere Geschichten, in dem wir der reinen Dichterei des Urtextes des berühmten Wändchens Weten mit innerer Freude wiederbegegnen. Ohne Reflexionen erzählt Claudius diese Kindergeschichten mit der ganzen Schlichtheit, die allem wahrhaft Echten anhaftet. So beinahe wir hier die „Wänderbogen der Kindheit“, die Claudius mit ergreifender Schönheit und Zartheit entwarf. Klüßchen & Oll ist ein vorzüglich erzählender Schriftsteller in seiner Erzählung „Andreas auf der Fahrt“. Man nimmt herabhaft Anteil an der jugendlichen Frische, mit der der Verfasser die Menschen hinzelnetzt, die sich — ab, so köstlich jung! — mit Rad und Paß und Zeit und Kraft und Verfassung auf Ostlandfahrt begeben. Hans Friedrich Blund füllt das „Italienische Abenteuer“ mit eigenem Zauber und romantischem Geschehen, das nachdenklich machen, lange in uns nachklingt. Georg Brandt führt in „Späte Heimkehr“ an Kriegsszeit, Menschliches und Kriegserleben, Dinge, die hier hart ins Seelische übertragen und fein durchfilatet sind.

Curt Scheid.

Schicksale großer Männer

Diesel, der Mensch, das Wert

Millionen von Menschen haben die revolutionäre Wirkung der Erfindung des Diesels Motors kennengelernt und kaum ein neuer Motor auf dem Gebiet des Verkehrs, sei es in der Luft, zu Wasser und zu Land, wurde geboren, ohne daß dabei nicht der Dieselmotor beteiligt gewesen wäre. Dem Erfinder des weltberühmten Dieselmotors war ein überaus tragisches Schicksal beschieden. Diesel brach zusammen, als er die Höhe erklimmen hatte und fand auf rätselvolle Weise den Tod in den Wellen der Nordsee. Der Sohn Eugen Diesel hat eine Lebensdarstellung seines Vaters Rudolf Diesel geschrieben: „Diesel, der Mensch, das Wert, das Schicksal“ (Verlag Albert Langen-Georg Müller, München). Mit großem Fleiß wurde hier ein reiches Material aus Akten und Briefen, aus Berichten aller Art und mündlicher Uebersetzung zusammengetragen, um ein Lebensbild des berühmten Erfinders zu geben. Der von ihm erfindene Motor blieb mit seinem Namen verknüpft, wie es selbst auf dem Gebiet der Technik nur wenigen vom Schicksal verdammt war. Von seinem Säden und harten Ringen um den besten Motor der Welt berichtet dieses für den Techniker wie für den Nichttechniker gleich fesselnde Buch. Mit reichhaltiger Fülle fähre der Sohn von der Arbeit seines Vaters, aber betont sachlich und ohne etwas zu beschönigen, Rückschlüsse, Patentstreitigkeiten, Fabrikationschwierigkeiten beleuchten den aufreibenden Weg an dessen Ende schließlich der fertige Dieselmotor steht. Das Buch gibt neben der Darstellung der Entwicklung des Dieselmotors ein anschauliches Bild des Lebens und Ringens eines Genies und der von technischen Genialen erfüllten Zeit um die Jahrhundertwende.

Die Lebenserinnerungen von August Horch

Im Zeitalter der Motorisierung wird man die im Schöner-Verlag Berlin erschienenen Lebenserinnerungen des bekannten Automobilpioniers August Horch, „Zwölf Jahre in der Automobilindustrie“ (Verlag Schöner, Berlin) mit großem Interesse lesen. Vor mehr als 50 Jahren wanderte August Horch als Handwerksbursche den Rhein entlang und in diesem haben Jahrzehnt ist aus dem Schicksal des einen der bekanntesten und erfolgreichsten Automobilpionieren geworden. August Horchs Buch ist die Ge-

schichte der Entwicklung des Autos, die uns in die Zeiten zurückführt, da in Mannheim in den Werkstätten bei „Karl Benz“ die ersten Autos in Straßenverkehrsverkehr aufgehen, und doch in einem Pferdehals in Köln keine erste Fabrik errichtete. Die ersten eigenen Konstruktionen hatten Erfolg. Es folgten Siege der Hordwagen in den internationalen Wettbewerben und die Krönung des Lebenserfinders brachte die Gründung und den großen Aufschwung der Daimlerwerke.

Die Erinnerungen des „Hörschens“ Antoniers gefassen durch ihre schlichte Sprache. Es sind die Aufzeichnungen eines Mannes, der das Auf und Ab des Lebenskampfes erlebte, der 1900 wegen einer Differenz mit der kaufmännischen Leitung aus seinem eigenen Unternehmen, den Daimlerwerken, ausstieg, geschäftlich von vorne begann, die Daimlerwerke gründete, Wagen baute und damit Namen gewann und an einem Augusttag des Jahres 1932 zum ersten Male seit 33 Jahren, wieder die Räume der Daimlerwerke betrat. Das Buch von August Horch gibt uns einen wertvollen Lebensroman und ist gleichzeitig eine interessante Schilderung der Entwicklung der Motorisierung Deutschlands.

Richard Volzerauer.

Jon Maar und die Juristen

Es gibt Dinge, die sich nicht mit Geld aufwiegen lassen, und dazu gehört für einen Bauern jedenfalls der von den Vätern ererbte Hof. Ein Mann, der für seinen Hof und für seinen Lebensraum kämpft, ist in dem Roman „Jon Maar und die Juristen“ des Romaners Rikman Elfer einer Welt gegenübergestellt, die mit Jurisprudenz und Paragrafen alles erreichen zu können glaubt. Die Osloer Holzförskräfte wollen den Quies in ein Stauden für ein Elektrizitätswerk verwandeln. Aber an diesem See hat eben Jon Maar seine Heimat, ihm ist das Feld der Lebensraum, ihm gehört die Röhre-Gerechtfame, und er ist nicht gewillt, sich vor den Juristen zu beugen. Seine eigenen Kinder stehen gegen ihn, ihnen bedeutet die Erde um die eigene Wurzel nichts mehr, sie haben nichts bangen, wenn aus dem alten Hof ein Hof gemacht wird. Einweilen aber gibt es Pro-

se, das alte Recht muß festgehalten werden, die Grenze, daraus folgen Ausschüsse, Sitzungen, Gerichtshöfen, Zeugenverhöre. Für Jon Maar ist das Ganze keine juristische oder historische Frage, sondern es geht ja um sein eigenes Wesen, er steht als der Vater gegen die Söhne, er verteidigt das Recht, das mit ihm geboren wurde, gegen die formale Stillschicklichkeit. Reicht zu nehmen ist er nicht, er ist unangreifbar wie ein Fels. Für ihn ist das Land durchaus noch etwas anderes als das Hinterland der Stadt. Als der alte hartnäckige Bauer endlich fährt, glaubt man an einem Veraleich zu kommen. Aber mit seinem Testamentem noch selbstig sein Erbe einem Jungen, von dem er sicher ist, daß er Bauer werden will. (Paul Neff-Verlag, Berlin, 350 Seiten, RM. 5,50.)

Richard Gerlach.

Liebesdichtungen aus dem neunzehnten Jahrhundert

Nicht als zeitliche Begrenzung, sondern als Generationslage im Sinne der geistesgeschichtlichen Entwicklung ist das neunzehnte Jahrhundert geteilt in der anspredenden, auch durch ihr äußeres Gemand Unvergleichlichkeit wechenden Sammlung (Aus den Werken deutscher Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ausgewählt und herausgegeben von Kurt Saude), die jetzt im Verlag Kurt Saude & Co., Hamburg, erschienen ist, herausgegeben von dem Verlagsleiter Kurt Saude. Bekanntes und Unbekanntes ist in

dieser feinsinnigen Auswahl gegeben; das Schöne der lyrischen Dichtung vom jungen Goethe bis Conrad Meyer hat sich zumangehend in einem geordneten, einheitlichen Ganzen, als dessen Leitlinie Goethes Weltgefühl und die Naturphilosophie der Romantik zu erkennen ist.

Goethes „Majolice Liebe“ und „Willkomm und Abchied“ sind Anfang und Anfang mit ihren Versen voll jugendlicher Glut eines unbewußt-fernen Liebesfrühlings. In den Liedern an Lili, der schicksalverurteilten Be-

trachtung in den Strophen an Charlotte v. Stein in dem dunkel treibenden Schlußstich auf Gretchen haben die Gestalten aus Goethes Leben auf, eingeführt in die Verklärung geheimnisvoller Lebens und Schicksalsbeziehungen. Nur in einer Stimme klingt dem Dichter Dichtung als Antwort wieder: in den beinahe unheimlichen Hymnen der Marianne von Willemer, Goethes „Metamorphose der Pflanze“, diese Dichtung, die am Gleichnis des Pflanzens Lebens das tiefste Lebensgeheimnis deutet, gibt in dieser Reihe der Liebeslieder die tieferen Beziehungen zum unbewußten, geistigen Grund des Lebens; sie ist selber die Blüte der von tiefem Naturphilosophie durchdrungenen Gefühlswelt des großen Dichters.

In Schillers „Erwartung“ findet die Fülle der Idee und ihr Spiel um die Klarheit des wirklichen Lebens die lebensschaffende Sprache der Sehnsucht, in Hölderlins „Diotima“ das tragisch-ferne Liebesgeheimnis zweier Liebender die gelassenen Worte, in denen des Dichters ganzes Schicksal aufgeföhrt ist. Für die Liebesdichtung der Romantik mag ein Beispiel sprechen, die von mythischer Bildkraft erfüllten Verse des Novalis:

Verheißung:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen. Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt. Die Ähnen ermahnt aus langen Träumen, denn Meer und Land in Liebesglut errinnt. Wenn dieser Nacht wird diese Schritte räumen, wenn dieser Nacht wird diese Schritte räumen, in Frenas Schoß wird sich die Welt entsanden und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Daneben klingt die Weise im Volkston in Brentanos „Lied der Spinnerin“ und Hlands wortreiche Verhüllung in seiner „Schmerz“. Neben Goethes und Hölderlins Liebesdichtung steht der unbekanntere Rikman Elfer mit seinen Gedichten, überaus in der Vielfalt seiner dichterischen Form und in der strengen Bindung des Gedankens an diese eigenartigen Formen.

Verständliches Schicksal und Liebeserlebnis offenbart sich in Gedichten wie Daumers „Stiller Schrei“ und in den kraftvollen Versen der Annette von Drotte. Halls hoff an ihre Wundheilung Levin Schädling, in Lenas unvermittelten „Schifflebern“ und dem Vöderkreis, den Wörke um „Petrina“ schloß, peinvolles Erleben in dichterischem Bewußtsein wunderbar verschlungen und verwirrt. So hat die Sammlung von Rikman Elfer, die in der Reihe „Zwei Segel“ von Conrad Ferdinand Meyer.

In feinsinnigem Versatz auf einleitende Worte läßt der Herausgeber die Dichtung selbst und in ihr das unmittelbare Erlebnis sprechen. Das Bündchen heißt in der Reihe weihnachtlicher Buchgaben an glücklicher Stelle.

A. M. Renner.

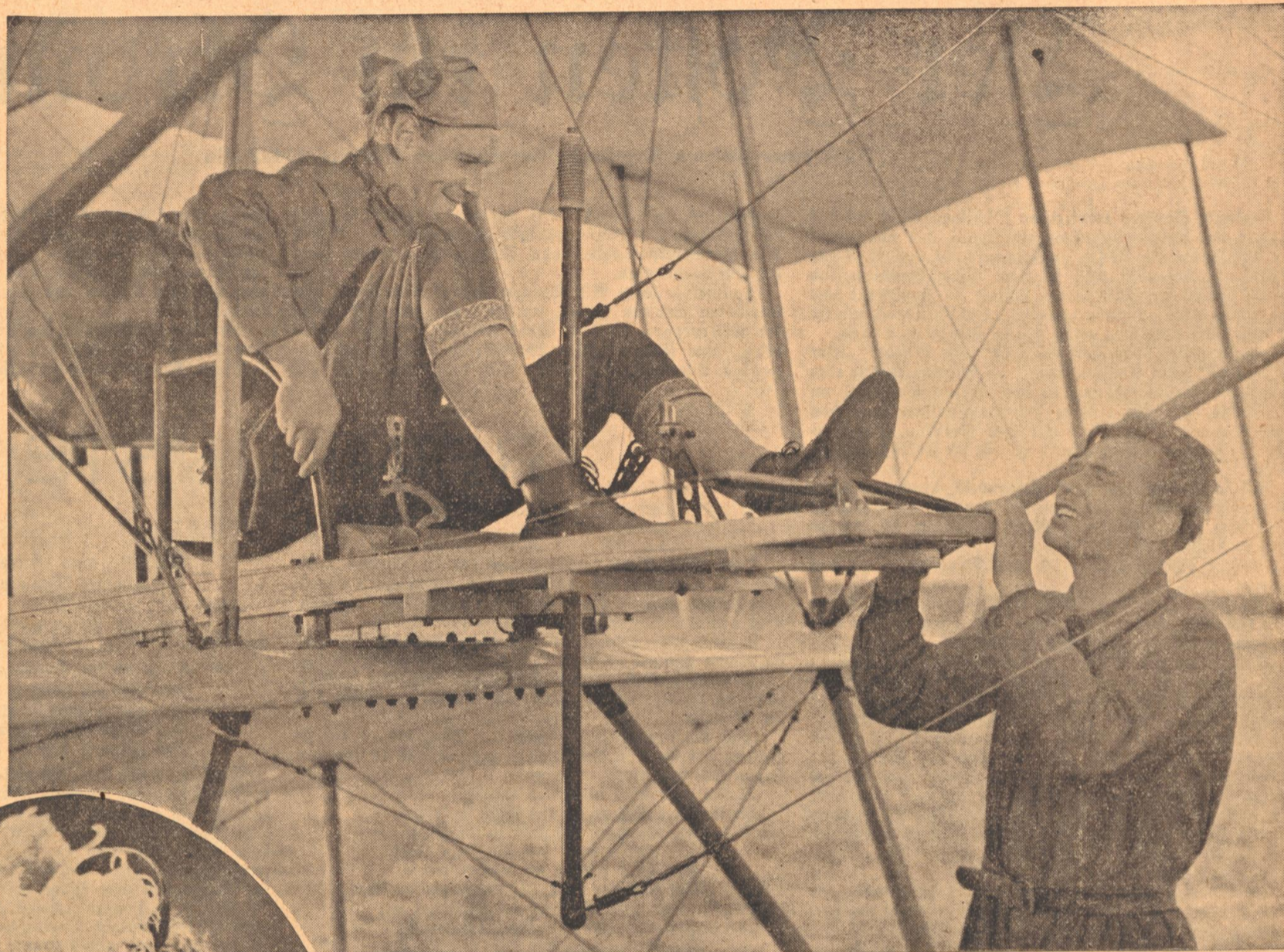
ZIEL

in den

Wolken



Ein Film
von Fliegern,
Liebe
und Sensationen



„Oberleutnant, der Apparat ist richtig!“
sagt der Schlosser Ewald Menzel (Volker v. Collande) zu seinem früheren Vorgesetzten,
dem Ulanenoberleutnant v. Suhr (Albert Matteredock).
Photo: Terra.



Hier ist das Plakat, mit dem die ersten deutschen
Flieger im Jahre 1909 zum Besuch ihrer öffent-
lichen Veranstaltung in Johannisthal aufforderten.

„Das sogenannte Fliegen ist ein Gemisch von Zir-
kus, Schlosserei und Friedhof“, so sagt in „Ziel in
den Wolken“ ein Oberst zu seinen Offizieren . . . im
Jahre 1900. Heute weiß jeder Musikfieber, welche mili-
tärliche Bedeutung den Fliegern zukommt. Die schon
vor dem Kriege aufkommende Redewendung von der
„Kavallerie der Zukunft“ ist damals innerhalb we-
niger Wochen ein geflügeltes Wort geworden und be-
kam im Weltkrieg eine Geltung, wie sie kaum voraus-



Brigitte Horney, die sich in kurzer
Zeit in die vorderste Reihe der deut-
schen Filmschauspielerinnen spielte,
hat in dem neuen Wolfgang-Lieben-
einer-Film der Terra „Ziel in den
Wolken“ die Rolle der Schauspielerin
Margot Boje übernommen.
Photo: Terra.



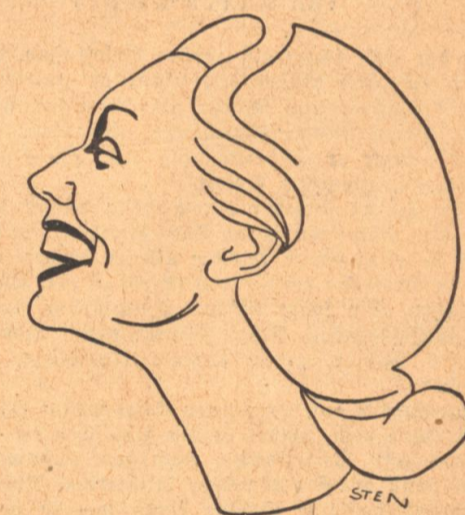
Wolfgang Liebeneiner, dessen neueste Filme „Du und Ich“ und „Das Ziel in den
Wolken“ die höchsten Prädikate erhielten, ist der jüngste deutsche Filmregisseur. Lie-
beneiner wurde kürzlich zum Leiter der filmkünstlerischen Fakultät der neuen Reichs-
filmakademie ernannt.
Terra-M.

fügung standen, bis ihm durch den Lang-Preis der
Lüste, den ein bekannter Mannheimer Industrieller
stiftete, die wirtschaftlichen Möglichkeiten für einen
planmäßigen Flugzeugbau eröffnet wurden.

Diese geschichtlichen Tatsachen hat Wolfgang Lie-
beneiner zur Grundlage seines Filmes „Ziel in den
Wolken“ gemacht. Albert Matteredock ist der
junge Offizier, der seinen Dienst bei den Potsdamer
Garde-Ulanen aufgibt, um sich der Fliegerei zu wid-
men und Leni Marenbach ist die Frau, die dem
jungen Menschen, der natürlich ganz ins Ungewisse
hineinarbeitet, immer wieder Mut macht, sein Werk
doch noch zu vollenden. Ein Sportflieger, der Sohn
eines reichen rheinischen Industriellen, ist Werner
Fuetterer. Er verkörpert damit das sehr labile In-
teresse der damaligen deutschen Industrie, deren Auf-
gabe es eigentlich gewesen wäre, das finanzielle Ri-
siko der ersten fliegerischen Unternehmungen zu tra-
gen. Brigitte Horney als eine Schauspielerin
vom Potsdamer Theater ist seine Geliebte, die den
Freund immer wieder von seinen waghalsigen sport-
lichen Unternehmungen abzuhalten versucht. Und
Volker von Collande ist der Mann aus dem Volke,
ein junger Schlosser, dem sein Instinkt eingibt, daß
in der Fliegerei große Hoffnungen stecken. Er ist der
Arbeiter, der sich selbst mit allem, was er hat, der
Sache zum Opfer bringt. In diese ganze Handlung
hinein hat nun Wolfgang Liebeneiner, der historischen
Trene wegen, den jetzt noch lebenden Flieger Hans
Grade gestellt. Grade steuert seine eigenen Flugzeuge.

Der Film erhielt die hohen Prädikate „künstlerisch
wertvoll“ und „staatspolitisch wertvoll“. Seine künst-
lerischen Eigenheiten liegen in der Spielhandlung,

die Wolfgang Liebeneiner flüssig gestaltet,
so wie wir das aus seinen Filmen „Der Mu-
stergatte“, „Docteur“ und „Du und Ich“ kennen.
Er ist staatspolitisch von besonderer Bedeu-
tung, weil er ohne sich in sachmännliche Ein-
seitigkeiten zu verlieren, ohne an der Zeit des
Jahres 1900 festzuhalten, oder in historischen
Gesprächen zu verfangen, die Zeit zur Dar-
stellung bringt, in der die Deutschen fliegen
lernten.



Leni Marenbach ist in dem Film „Ziel in
den Wolken“ durchaus nicht immer ernst, son-
dern sehr oft noch viel heiterer als es hier der
Zeichner Sten festgehalten hat.

geacht werden konnte. Das Jahr 1900 ist der große
Wendepunkt in der deutschen Fliegerei. Bis dahin
nahm freilich kein Mensch das Fliegen ernst. Es war
eben eine Sensation für Artisten. Darum ist es auch
kein Wunder, wenn sich beispielsweise die damalige
deutsche Seeresleitung um die Technik des Fliegens in
keiner Weise gekümmert hat. Es waren einzelne
Offiziere, die sich der Fliegerei annahmten, auf eigene
Kosten Flugzeuge konstruierten und bauten und den
Stand der Fliegerei auf eine Höhe brachten, die die
zuständigen militärischen Stellen schließlich veranlaß-
ten, sich der „Zirkusnummer Fliegen“ anzunehmen.

An den Wendepunkt 1900 führt uns der Film
Wolfgang Liebeneiners heran. Der Magde-
burger Hans Grade hat im Jahre 1908 seinen Dienst
als Soldat quittiert. 1909 gelang es ihm, eine Ma-
schine zu konstruieren, mit der er sich nicht nur vom
Erdboden erheben konnte, wie die bis dahin den deut-
schen Flugzeugen überlegenen französischen Maschinen,
sondern Hans Grade war der erste deutsche und über-
haupt der erste Flieger der Welt, dem ein großer
planmäßiger Ueberlandflug gelang. Damit war die
Fliegerei in ein Stadium getreten, das das Interesse
der großen Weltöffentlichkeit beanspruchten durfte. In
Johannisthal und in Vorkheide bei Berlin hat sich
damals Grade einen eigenen Flugplatz angelegt, ob-
wohl ihm fast keinerlei finanzielle Mittel zur Ver-



Mit Werner Fuetterer und Albert Matteredock sind die beiden männlichen Hauptrollen
des neuen Wolfgang-Liebeneiner-Films der Terra „Ziel in den Wolken“ besetzt, der
von den Anfängen der deutschen Militärfliegerei auf dem Flugplatz Johannisthal
handelt.
Photo: Terra

Der Posten im Strom

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Herbert A. Löhlein

Leutnant Hopkins warf einen kläglich Blick auf das schmale und hochaufgeschossene Büchlein, das noch unter der Panzertür die Haken zusammenschlug und Meldung erstattete: „Sergeant Bill Watson. Abkommandiert zur Unterstützung der Funktion Ohio!“ — Hopkins tippte mit dem Finger an einen imaginären Mähenrand, winkte ab und setzte nachlässig seine Pfeife wieder in Brand.

„Sie kommen vom Fort Patrick?“ „Ja, Befehl!“ „Wer schickt Sie?“ „Der Kommandeur!“ — Hopkins machte eine einladende Handbewegung zu dem leeren Holzstisch an der Wand, der als einzige Luxusausstattung vor den Fernsprechern stand. „Wie alt sind Sie?“ „Zwanzig einhalb, Sir.“ „Welchen Dienst haben Sie im Fort?“ „Erlauben Sie.“ „Und außer Dienst?“

Bill Watson zögerte einen Augenblick, brachte es dann aber doch hervor: „Vorwärts bei den Patrick-Grachten! Außerdem zwei Zweite und einen Ersten im Maschinenpilotenschiff.“

„Später einmal möchte ich nach New York — zu den Gemen!“

„Na ja...“ meinte Hopkins und klopfte seine Pfeife aus, ohne den Satz zu vollenden. Dann sah er dem aufgetürmten Jungen hart ins Gesicht:

„Man kann sich auch bei uns bewähren! Die Station liegt, wie Sie ja gesehen haben, hart im Strom. Zwar geschützt vor einem Damm. Toffische Lage — wie man nimmt. Nach achtundvierzig Stunden bekommt gewöhnlich jeder den Wasserfoller. Das verdammte Raufschiff nämlich... hier unterm Kalender sind drei Schulkücher in der Wand. Stammen von meinem Vorgänger, der am dritten Tag auf Hängen geschossen hat. Er war eben nicht hart genug!“ Hopkins schlug seine Augen dem Sergeanten durch und durch, so daß der plötzlich aufsprang und stramm stand: „Ich tue meine Pflicht, Herr Leutnant — kommen, was kommen mag!“

Am Abend des zweiten Tages geschah dies: Sergeant Watson wurde vom Leutnant Hopkins in die Proviantkammer geschickt, um Tee, Rum und Zwieback zu holen. Nach kaum zwei Minuten fiel in der Kammer ein Schuß. Das Echo brandete über die Wendeltreppe und folterte dem Turm bis unter die Betonhaube.

Hopkins stand mit einem Satz unter der Tür. „Schon wahnsinnig geworden, mein Junge?“ — Watson lehnte etwas bleich vor dem Proviantregal und deutete in die halb dunkle Kammer: „Natten, Herr Leutnant, ein ganzes Rudel!“

Hopkins stieß mit der Fußspitze kläglich gegen die toten Natten und piffte leise durch die Zähne. „War natürlich Unfug, was Sie da machten. Wir füttern und schonen die Natten. Sie sind zuverlässiger wie der Fegel. Kammen natürlich prompt einen Tag vor eintretendem Hochwasser aus den unteren Gewölben bis in die Betonkammern heraus. Es gibt wohl heute Nacht zu tun...“

Am Briefkasten

Von Kilian Roll

An der Ecke hängt ein großer Briefkasten. Bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit hängt er eingemauert da, und sein Klapperlaut schallt, was man hineinliest. Er schallt Bewirung, Berechnung, Seligkeit; Tod und Geburt nimmt er geschäftsmäßig auf, Stank und Sauf, Rechnungen, anonyme Briefe.

Jein Schritt auf der einen Seite wohnt die blonde Anneliese. Manchmal jeden Tag, manchmal mit Abstand, kommt sie eilig daher, leichter Schritt, schwerer Kopf; zieht ein Briefchen hervor und schneidet es ein. Klapp, macht der Kasten. Sie späht umher. Liebesbriefe sind eine so heisse Angelegenheit. Einen Winter, einen Sommer lang, farbige Papier, große schmale Umschläge, mal dick, mal dünn.

Jein Schritt auf der andern Seite wohnt Hans. Wenn er ins Büro geht, schneidet er ein Briefchen ein, nicht immer, aber oft. Quarkformat nach dem äußeren Anblick, sachlich, meist mit der Maschine beschrieben. Aber drinnen steht genau das selbe trübe Zeug wie in den andern Briefen, genau so in heftigen Wellen. Sehnsucht oder schroffe Gleichgültigkeit, wochenlange Verhimmung um ein falsch verstandenes Wort, und aufs neue Liebe, stürmische Zärtlichkeit — und ewige Sehnsucht nach warmer Gegenwart.

Die beiden Briefe liegen zuweilen nebeneinander, bevor sie in die Wunde flattern. Die beiden Menschen können es doch so viel einfacher haben! Gebührt über Papier, trocken sie mit ihrem Atem die Tinte und schiden das trübe Zeug in eine Kerne, wo es erkalte ankommt. Sie erhitzen ihr Briefpapier an Gefammelfem, das zärtlich ins Ohr klingen müße.

Der Kasten hängt da und schallt, was man ihm gibt. Die beiden Briefe erklettern wieder mühselig den Umfang vieler Seiten, was haben sich die Menschen eigentlich monatelang so viel zu schreiben? Sie anäßen sich, sie mächten feilhalten, was in der Zeit vorgeht. Sie füttern in Vormärkte, wo sie schmeigen müßen. Sie zerrn Liebesworte hervor, wo Bedachtsamkeit geboten wäre. Sie schreiben ihre schöne Liebe in Brocken.

Von der einen Seite kommt die blonde Anneliese daher, nicht mit hüpfendem Schritt. Sie kann sich von dem Brief nicht trennen. Viel immer wieder die Anschrift, die eine Verheißung war, jeder Buchstabe geliebt — geliebt eine fremde Stadt, eine nie geliebene Straße.

Von der andern Seite kommt Hans. Scharfer Schritt, gewohnter Gang mit idallemem Hackenschlag, finstere Stirn und schmaler Mund. Er zögert nicht, er zieht seinen Brief mit dem sachlichen Format und der Maschinenchrift. Es mußte Schluß gemacht werden. Es ging einfach nicht mehr: Schluß mit den brieflichen Tränen, den Verleumdungen, Vorwürfen, mit den Papierkäufen, mit den niemals endenden Mißverständnissen.

Die beiden Menschen am Briefkasten setzen sich an. Nun könnte alles so einfach sein. Sie versäßen sogar ein klein wenig lächelnd den Mund. Aber Anneliese denkt, der sieht auch so aus, als ob er folterlich Schluß macht. Aber Hans denkt, die sieht auch so aus, als ob sie ihren Freund hüterlich annimmt.

Die beiden Briefe fallen, klapp, in den Kasten.

Die beiden trüben Menschen gehen jeder ihres Weges.

Hopkins bekam recht. Die übrigen Ohiomachen mel-deten Alarmrufe drei. Unaufhörlich arbeitete der Ticker. Die Funktionäre gaben von Minute zu Minute neue Unklugmeldungen.

Taunelnd legte Bill Watson gegen Mitternacht den Kopfhörer auf den Ticker, um in einer freien Sekunde die Meierepegel in den Wendeltreppen draußen abzulesen. Eine schmale, gelbe Wasserfalle brodelte wie tosendes Teewasser auf Strich 21.7. — Watson rieb die

brennenden Lider und drückte die Daumen in die Ohren, um das Gurgeln nicht mehr hören zu müssen. Die Säule blieb auf 22 — dam'nd — Watson fralle die Nägel in die Mauer, um zu fühlen, daß sie noch trocken war. Man konnte stehen bleiben und der Faden stieg noch unterm Barten.

Nebenan wiederholte der Leutnant Knapp und tonlos eine Meldung der Zentrale Pittsburg: „Station Ohio I bis zum Äußersten halten. Räumung von zweihundert

REIMKÜNSTE

Von Will Vesper

Drei Schwestern verheirateten sich zu gleicher Zeit. Die erste heiratete einen Doktor, die zweite einen Magister, beides studierte Leute, die dritte nahm einen Bauern, aber der war so dumm gar nicht.

Einmal waren die drei Schwestern und die Männer an einem Sonntag beisammen und alle langweilten sich. „Wir wollen ein Reimspiel machen“, sagte der Doktor, „auf die Worte: Am Himmel, auf Erden, am Tisch und im Zimmer.“

„Ich bin's zufrieden“, sagte der Magister, denn sie hofften, den Bauern lächerlich zu machen, daß er von den feinen Künsten nichts verstände.

„Denn man los“, sagte der Bauer. Da fing der Doktor an und sagte folgende: „Am Himmel hoch der Adler fliegt, Auf Erden müß' ein Schäfflein liegen, Am Tisch studier ich Bücher weise, Im Zimmer tanzt die Magd im Kreise.“

„Gut“, sagten alle. Da fing der Magister an: „Am Himmel fliegt die Taubellauke, Auf Erden ruht der Doh in Stauden, Am Tisch kann ich Geschichten lesen, Im Zimmer führt die Magd den Besen.“

„Auch gut“, sagten alle. „Und nun du“, sagten die beiden und sahen auf den Bauern und lachten. „Dichten haßt du wohl nicht gelernt?“

„Doch“, sagte der Bauer, „hört nur: „Am Himmel fliegt — eine Meißelugel, Auf Erden geht — ein Löwe herum, Am Tische liegt — eine Schneidefischere, Im Zimmer steht — ein Stallrecht.“

Da lachten alle laut und riefen: „Das reimt sich ja gar nicht.“ „Das reimt sich wohl nicht“, sagte der Bauer, „aber das ist auch gar nicht nötig. Meine Meißelugel wird trotzdem euren Adler und eure Taube erschießen. Mein Löwe frißt euer Schaf und euren Dohren. Meine Schere zerschneidet eure alten Schmäher. Und mein Stallrecht — na der kann ja eure Magd heiraten.“

„Bravo, Schwager“, riefen die beiden ganz beschämt. „Du könntest logisch Doktor werden.“

„Da liegt mir nichts dran“, sagte der Bauer.

Ostfriesland durch mal kommt sein

Ein Eintopfgericht, das Wunder wirkt / Von Christel Broehl-Delhaes

Es war still in der Wohnung; nichts rührte sich. So sehr die Jungen auch zwischen dem Ansehen hin und wieder aufsprangen!

„Nanu?“ sagte Schorsch. „Mutter weiß doch, daß wir ausmarchieren wollen — Und da todt sie uns doch immer den Kaffee und streicht die Brote —“

„Eigentlich können wir das ja auch selber“, brummte Henner, „alt genug sind wir — und selbständig sind wir auch.“

„Schmeckt aber gut — so das Gefrickelwerden — ist schön, was Festigkeit hingeht zu bekommen —“, meinte der jüngere Schorsch.

„Faulpelz —“, kam es verachtungsvoll zurück; aber wenn Henner ehrlich war so mußte er zugeben, daß es ihm durchaus nicht anders ging als dem Bruder.

Die beiden gingen in die Küche, da war es kalt, wo sonst bereits zu dieser Zeit ein lustiges Feuerchen im Herd flackerte. Und die liebesraute, stille Gestalt der Mutter hantierte nicht um den Tisch herum und seine blaugelbten Tassen und Teller standen auf der blankgekehrten Fläche.

„Ist aber do o h komisch“, beharrte Schorsch und gab sich daran, den Kaffee nachzugehen und zu paden. Demweil ließ Henner Wasser in den Kaffeefessel laufen.

„Komisch, hier weiß ich nicht, wieviel man nimmt. Das Maß hat Mutter“, er war ganz ungeschicklich. Schorsch dachte einen Augenblick nach, dann wußte er Rat.

„Fragen wir doch mal durch die Tür! Mutter schläft sich nicht mehr —“

„Quatsch! Natürlich schläft sie noch, sonst wär' sie doch hier...“ Der Größere hatte den meisten Verstand von beiden; der Jüngere das meiste Oerz. Und in diesem Oerz begann es zu rumoren und sich zu regen und schneitete Schläge zu tun. Er beschloß es lange für sich, aber dann meinte der Schorsch, leise und zögernd:

„Es wird Mutter doch nichts — passiert sein —?“ Henner strakte seinen Bruder einen Augenblick an, als habe er etwas völlig Unfaßbares gesagt; dann stieß er raus hervor: „Unfug!“

„Mutter ist das Unfug? Mutter könnte doch mal — krank werden, nicht wahr, wenn du es auch noch nicht erlebt hast —“ „Ich gehe jedenfalls mal nachsehen!“

Und damit ging er schon davon über die kleine Wohn-diele, geradenwegs auf Mutters Schlafzimmer zu. „Mutter?“ Der Schorsch klopfte ganz leise an. „Mutter, schläft du noch?“

Es dauerte eine kleine, bange Weile, ehe die Frauens-timme antwortete, heiser, stark verändert.

„Schorcherli —“, sie sagte es nur, wenn sie mit dem Jüngsten allein war, „Schorcherli, mir ist ganz elend —“

Da klinkte er die Tür auf, die immer ungeschicklich war, denn die Mutter war immer für die Kinder da, Tag und Nacht, und da sah er seine Mutter zum erstenmal im Bett liegen, sie, die sonst immer die Erste im Hause war am Morgen, und am Abend die Letzte, und ihr Gesicht, wie sie so schwach und klein und hilflos zwischen den Kissen ruhte, rührte den Jungen so sehr, daß ihm hätten die Tränen kommen mögen.

Aber er bezwang sich tapfer und harrete nur ratlos dem Unbekannten und Unfaßbaren entgegen; daß die Mutter krank war. Noch ehe er sprechen konnte, sagte die Mutter:

„Ihr wollt mairden? Ich hoffe, daß Ihr mal einen Morgen allein fertig werdet; Ihr seid doch schon so tüchtig —“ besonders Henner kennt vom Lager her schon das Abföhren.“

„Ich auch, Mutter, aber —“, „Aber —?“ „Wenn du das morgens machst, schmeckt es besser.“ Ein Rästel leuchtete über Mutters blaßem Gesicht.

„Ich wünscht' auch“, sagte sie mühsam, „viel Freude auf der Fahrt!“

Unschlüssig stand Schorsch und wußte nicht, ob das eine Aufforderung zum Gehen sei; aber er wollte doch noch nach der Kaffeemenge fragen und traute sich nicht.

„Halt du Schmeizen?“ fragte er statt dessen, weil er sah, wie sich ihr Gesicht verzog.

„Nicht so sehr. Aber wenn du mir eine Tasse Milch wärmen könntest —“

Schorsch lief sofort aus dem Zimmer. „Guten Augenblick“, rief er noch im Laufen und wieder schickte ihm die Mutter noch, seinem Ungehör, seinen polternden Schreien, seinem Aufstoßen an die Wände, seiner Kopflosigkeit. Die Jungen in Ehren, aber leicht hätte man ein Möbel brauchen können mit Umzügen und Fliegen, mit all dem, was man von den Jungen nicht verlangen kann.

Nun traute auch noch der Henner an, noch lauter als Schorsch, ernst und ebenso verzört.

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

„Du bist krank, Mutter?“

Städten hängt von euren Weisungen ab. Bei sechsundzwanzig Schleiern auf! Bell — wir bleiben auf dem Boden!“ fügte Hopkins lakonisch hinzu.

Eine Sekunde später war es bereits so weit! Zuerst rieselte ein feiner Sprühregen durch die Riben der Panzertüren und Glascheiben. Dann dröhnte es von draußen in schleppenden Sprüngen über die eisernen Treppen. Und schließlich knallten armlose Strahlenbündel in den Funtraum. Die Turbinen sind erloschen, das Licht flackert nur mehr, fünfundzwanzig vorbei! Watson brüllte es mit gellender und überhörsagener Stimme in die Wackelstube.

„Schleusen öffnen!“ gellte es aus dem Hörer zurück. Watson vernahm dies als Verbot. Ein krächzender Schrei entrang sich seiner Kehle und mischte sich in das wütende Brausen: „Nein!“

Hopkins rief erbarmungslos den Colt aus dem Gürtel: „Schleusen öffnen, Sergeant Watson — oder es kracht! Der Maschinenraum ist voll — wir werden tauchen!“ Watson machte ein wenig in die Knie, blühte in den dämpfsummernden Stahllauf und raute dann wie in plötzlicher Selbstbestimmung gegen die Wasserfälle, die über die Wendeltreppen schossen, hinüber zum Dynamoraum. Nach fünfmaligem Tauchen gelang es Hopkins und Watson, den schweren Schaltbrel nach unten zu reißen. Der Ohiodamm war gerettet!

„*“

Eine Woche später wurde die Besatzung der Station Ohio I zum Kommandeur befohlen. Darunter ein junger Mann mit harten, tief eingegrabenen Runen um den vollen, etwas zu weichen Mund.

Der Leutnant Hopkins nahm sich das kleine hochaufgeschossene Büchlein noch einmal vor. „Sergeant Watson — Sie sind noch jung. Für einen Gemen vielleicht doch noch zu jung! Sie seien haben, steht in unserem Militärstrafgesetzbuch unter Rebellion — verstanden?“

„Watson bewegte beinahe tonlos die Lippen? „Ich ziehe die Konsequenzen!“

Hopkins nickte: „Schon gut. Aber außer mir weiß niemand von der Sache. Und es war ja auch nur Rebellion des inneren Festlings. Das andere, anständigere Subjekt in dir wird jetzt befreit. Durchhalten künftig, Billy!“

Als der frischgebackene Leutnant Watson aus dem Zimmer des Kommandeurs herauskam, quetschte er seinem neuen Freund, dem Oberleutnant Hopkins eine Hand beinahe zu Brei. —

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“



Zeichnungen: O. Härdle

DIE PERLE

Von Hans B. Wagenfeld

Zu dem berühmtesten Goldschmied seiner Zeit kam einmal ein Abgelandter des Königs und brachte ihm eine Perle, die was größer als ein Taubenerei. Diese Perle sollte der Meister so lassen, daß sie aufrecht und wie ein schwebender Stern auf einem goldenen Reifen zu sitzen käme, um das Haupt der Königin zu zieren. Der Meister hielt das unschätzbare Juwel in der einen Hand und kramte sich mit der anderen bedenklich den Kopf. Um so zu verfahren, sei nötig, die Perle anzubohren, um sie fein artig auf ein Stifflin oder einen Dorn zu sabeln. Hier liege, mit Verlang zu sagen, der Hund begraben! Denn eine Perle von solcher Größe habe leicht ihre Menden und könne im Augenblick, wo ihr der Stahlbohrer ins Dertz fahre, auch in der gefährlichsten Hand zerpringen.

So aber wollte der Abgelandte das Geschäft nicht wahrhaben. Er habe, sagte er und ließ ein wenig

die Mundwinkel fallen, wohl zu Unrecht so viel des Lobes von des Meisters Runt und Können gehört. Wer sein Geschäft verhebe, der sei des Erfolges auch gewiß. Kurz und gut: entweder sei der Meister mit Panz und hohe Wärg, oder er solle auch den Preis und die Ehre nicht haben.

Dem Meister schoß das Blut in den Kopf. Erst wollte er den Handel abblägen. Dann aber ging er um der Ehre seiner Kunst willen dennoch darauf ein. Kaum aber war der Abgelandte fort, da bereute er seine Giltigkeit bitter und raufte sich den Bart und hatte von Stund an nicht Ruhe mehr noch Paß. Die Meisterin hatte halb heraus, wo ihren Mann der Schuß drückte. Sie fann, wie sie ihm helfen könnte. Eines Tages holte sie entschlossen die Perle aus dem Behältnis und ging hinüber in die Werkstatt. Dort stand gerade der Lehrbub an der Drehbank und hatte vor sich eine

Schachtel mit allerhand Tand stehen, Japanperlen und böhmische Glasfaucel und Zierat aus Italien. Die Meisterin war ihm so, als sei es billiger Tand, die kostbare Perle hin und sagte leichthin: „Geh! Theodor, boh mir mal eben den Klunker an.“ Damit drehte sie sich um.

Der Bub griff zu, es schnirfste und plitterte ein wenig — und das Werk war getan. Der Bub wunderte sich nicht wenig, als ihm die Meisterin um den Hals fiel. Als der Meister heim kam, lag die Perle fein säuberlich auf einem roten Samtkissen. Vor Staunen konnte er kein Wort hervorbringen. Da lachte die Meisterin und sagte, ihn am Ohr auswend: „So mußst du denn wieder beim Verbrühen in die Schublade. Oder weißt du nicht mehr, daß du an einem guten Sandwerc vor allem eins gebört: munteres Draנגen und eine große Unbefangenhait?“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“



Zeichnungen: O. Härdle

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

„*“

Weihnachtliche Lichtträger

Text und Zeichnungen von Luise Heinemann

Die Hilfe der Schwester

Frauenhilfsdienst als Entlastung in der Kranken- und Wohlfahrtspflege

Gestern traf ich Schwester Hilde, die schon jahrelang in einem großen Krankenhaus arbeitet. Sie war in Begleitung eines frischen jungen Mädchens, die sie mir als ihre Hilfe vorstellte und die ihr, wie sie freundlich meinte, bald unentbehrlich sein würde.

Nach einer im Laufe des Gesprächs, daß Gretel M. sich dem Hilfsdienst zur Verfügung gestellt hat, der vom Frauenwerk ins Leben gerufen wurde als Entlastung der Kräfte, die sich auf dem Gebiete der Wohlfahrts- und Krankenpflege betätigen, wie wir in letzten Zeit schon öfters in den Zeitungen lesen konnten. Schwester Hilde sagte, daß die Krankenhausverwaltung noch weitere Hilfsdienstmodelle aufnehmen wolle, weil man sich dadurch eine wesentliche Entlastung für die Schwestern erhoffe. „Unsere Oberin steht auf dem Standpunkt“, erzählte sie, „daß die Bestrebungen des Frauenwerkes auch von den Krankenhäusern, soweit es möglich ist, unterstützt werden müssen.“ Ihrer Ansicht nach ist es selbstverständlich, daß die Leiter und Leiterinnen die Bereitwilligkeit zu einer Umstellung haben, die eine derartige Neuerung nötig macht. Dies verursacht wohl Mühe und fest zugleich eine geistige Beweglichkeit voraus, aber wer im national-sozialistischen Reich mitarbeiten will, muß auch den immer wieder neuen Anforderungen, die an uns herantreten, gewachsen sein. Junge Menschen wollen mit hilfsbereiten Händen! Sie wollen lernen, um helfen zu können. Wir dürfen darum nicht wie furchtsame Mütter handeln, die lieber alles selber tun, als sich die Mühe des Internens zu machen. Von unserer Einsicht und von unserem guten Willen hängt es ab, ob wir uns den nachwuchs heranziehen, den wir zur Bewältigung künftiger großer Aufgaben nötig haben.

Immergrüne Lichtträger

Einfach und doch lebensvoll sind die weihnachtlichen Lichtträger, die man nach althergebrachtem Brauch aus den immergrünen Zweigen der Tanne, Fichte, Kiefer, Stechpalme, Eibe, Wacholder, Buchsbaum und Efeu herstellt. In Mittel- und Ostdeutschland, in den norddeutschen Provinzen finden wir sie all überall in den verschiedensten Gestalten. Die Herstellung dieser aus Äpfeln, Nüssen, Buchsbaum und Solahäuten gearbeiteten Kränzen und Pyramiden ist denkbar einfach.



Bayrischer Gabenteller

Beim Weihnachtsapfel steht in der ausgehöhlten Mitte eines zierlichen Apfels zwischen Tannenzweigen ein kleines Kätzchen. In sein Nest im Haus, so nimmt man eine Karotte. Die rauhe Schale bekommt ein glänzendes Kleid von Gold oder Silberbronze. In Würzburg macht man aus drei mit Tannenzweigen umwickelten Stäben eine kleine Pyramide, nach dem Baum der Erkenntnis das Paradies genannt. Der schiffliche Adventstern ist mit Wacholder behangen, während am Klauensbaum, wie er am Niederrhein Brauch ist, vergoldete Nüsse hängen. Der hantische Weihnachtsabendteller ist ein Korb aus drei Lagen und drei farben Stöcken mit Hilfe von Äpfeln leicht zusammenzufügen. Die Stöcke sind vorn ausgehöhlt und mit feinem Messer spiralförmig abgehobelt. Die Nüsse sind vergoldet, ein dünnes Stöckchen wird in die Stielöffnung eingeleimt und das herausragende Ende in die Äpfel hineingesteckt. Das hantische Licht trägt an drei mit rotem Band umwickelten Holzstäben eine gefüllene Nuss, die am Weihnachtsabend geöffnet wird. Auf feinem Holze ruht ein weiches Kissen, das die Pyramiden auch viereckig mit Tannenzweigen und Efeu

nachtsbaum. Ohne den schimmernden Schein seiner vielen Kerzen ist uns ein Weihnachtsfest heute kaum mehr denkbar.

Lichtträger aus Holz

In manchen Gegenden werden Weihnachtsengel aus Holz kunstvoll geschnitten und gedreht. Besonders beliebt sind die Erzegebirgsengel mit ihren bunten Trachten und großen Flügeln. Auch unsere Schaufenster sind geschmückt mit Lichttragenden Engeln, die aus Flachholz vielfach ausgehohlet und allerlei Vorbilder liefern. Zum Ausfüllen von Figuren, die nicht gelehrt und genagelt werden, nimmt man hartes Holz (Ahorn).



Weihnachtsengel aus Sperrholz

Weißes Holz (Zigarrenkistenholz, Erle, Tanne, Kiefer) ist die Regel leicht und hält sie gut. Sperrholz eignet sich am besten zum Ausfüllen feinerer Teile. Bei ungehoblenem Holz muß man beim Aufzeichnen vor allem auf die Materialstärke achten. Dünne Teile müssen in zwei oder drei Lagen gefertigt werden, damit sie nicht leicht abbrechen. Wir fügen mit der Laubsäge, die weicher das Holz, um so feiner muß die Säge sein. Bei diesem Holz wird ein Stück Bandflage in den Laubsägebohren eingespannt. Anemal wird mit Tempera- oder Plafarfarbe. Nach dem Trocknen wird die Farbe mit schnelltrocknendem Spirituslack überzogen. Ein Brettchen wird unter die Engel genagelt. Sehr hübsch ist auch ein flach liegender Stern aus 1 cm Holz, in dessen Mitte wir ein Loch für die Kerze bohren.

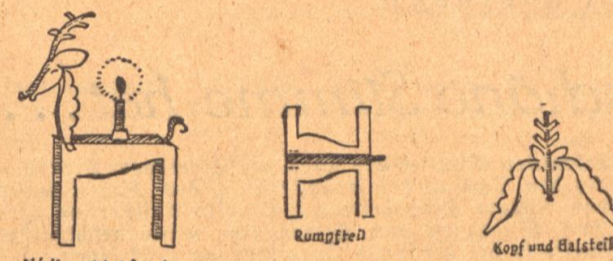


Sternleuchter

Lichtträger aus Papier

Altüberlieferte Papierfünfe kommen hier wieder zu Ehren. Gezeichnete aus zwei, drei, vier, fünf verschiedenen Papierstreifen spannen wir sanftem Druck die Kerzen ein. In der Mitte sind die kleinen Weihnachtskerze beheimatet. Graulackfarbene Scherz- und lustige, kleine Pferde tragen Kerzen auf dem Rücken. In ihnen lebt noch Bodans Schimmel fort, der später den gabenspendenden Nikolaus vom Himmel zur Erde hinunter trägt. Die kleinen Tiere werden aus festem Kar-

ton oder Seidenpapier im Gleichschritt zugeschnitten. Beim Körper bilden die Rückenlinien die Brustanten. Das Kopfgeschicht wird getrennt ausgeschnitten und angeklebt. Der fangigen und edlen Papierplastik entprechend wird das fertige Tierlein mit verzierten Einzel-



mustern bemalt (Wasserfarbe, Buntstift). Von besonderem Interesse ist die schiffliche Adventstern. Ein ungefähr 8 cm breiter Streifen aus rotem oder weißem Seidenpapier wird in gleichen Abständen (5 cm) eingeschnitten. Zieht man die Ecken der so entstehenden einzelnen Teile über ein Messer, so rollen sie sich zu Wälzern auf. Mit Petroleum wird der Wälzertreifen um den Kern eines Bleiglasgefäßes gewickelt, wobei man das Papier ein wenig einhalten muß, damit die Wälzer sich wie eine Kugel um einander legen. In das Glas wird ein Zalglicht gestellt und um den Glasfuß bindet man zierlich angeordnete Tannenzweige.

Verheißung in der Straßenbahn

Von Hans Schachenmeier

Es ist ein Uhr. Ein Sturm auf die Straßenbahn setzt ein, besonders heute bei dem kalten Wetter. Als der Wagen endlich an der Haltestelle anhält, ist er schon zur Hälfte besetzt. Eine Welle von nassen, frierenden Menschen erzieht sich in das Innere. Im Nu ist er überfüllt.

Der Schaffner schelt ab. „Der nächste Wagen kommt gleich.“

Noch einmal fünf Minuten in der Nässe und Kälte steht!

Der Schaffner aukt bedauernd die Absicht, aber er kann niemand mehr mitnehmen.

Auch in dem Wagen herrscht eine untröstliche Stimmung. Seit langer der blickt man Himmel und fast noch Regen statt des erhofften Schnees. Man frisiert in den nassen Kleidern und ist verstimmt.

Eine kleine Feindseligkeit liegt in dem vollgepackten Raum, in dem der Schaffner sich mühevoll durchzwängen muß.

Keiner redet ein Wort. Die Stehenden blicken etwas beleidigt auf die Sitzenden, und die auf den Bänken schauen mißbilligend auf die Stehenden, wenn sie ihnen die nassen Schirme an die Knie bozen. Aber es flüchelt mit dem lächeln Kiel auf dem Rücken macht ein hinteres Gesicht — fast hätte ihr der Kleine mit der dicken Wüstelhaube auf die neuen Schuhe getreten.

Im Grunde sind sie alle gar nicht feindselig. Sie würden ganz gern zusammen lachen und veranlaßt sein, wenn nur einer den Anfang machte. Aber es findet keiner das Wort. Sie haben die lächeln Unbekümmertheit der sonnigen Sommerstage verloren — kein Wunder bei der Nässe und Dunkelheit den ganzen Tag. „Da!“ — Der dicke kleine Herr mit dem Kinderesack beugt sich weit vor und frecht den kurzen Feindfinger bis dicht an die Scheibe.

Draußen auf dem freien Platz werden die ersten Tannenzweige abgelesen.

„Da — Weihnachten!“ Es klingt fast wie eine kleine Melodie mit so viel freudiger Bewegtheit hat er das Wort in den Wagen gerufen.

„Wenn die brennen, wird's wieder hell!“

Die Augen im Wagen sind auch hell geworden.

Was ist geschehen? Ein Wort ist durch den Raum geflohen.

Hier und dort magt sich ein Näschen hervor — dann ein Wort und noch eines — und mit einmal ist es gar nicht mehr so dunkel und trübselig. Es ist, als sei ein Schein des nahenden Lichts in den kleinen ratternden Wagen gefallen.

Weihnachten! Das Fest des Lichts und der Freude wirkt seine Strahlen voraus — Verheißung und Hoffnung in der Dunkelheit dieser Tage.

Erfahrungen werden ausgetauscht

Italienische Gäste bei den Auslandsdeutschen Frauen

Anlässlich eines Eintopfes der deutschen Kolonie in Florenz, das von der dortigen Frau im Ausland vorbereitet und ausgeführt wurde, hatte die Vorsitzende des italienischen Frauenwerkes, Frau Maria Perini, eingeladen. Die Gastgeberinnen beschäftigten zunächst die Küche und laden den arbeitenden Frauen mit großem Interesse zu. Gleichzeitig nahmen die italienischen und deutschen Leiterinnen Gelegenheit, ihre Meinungen auszutauschen, und es wurde vereinbart, in Zukunft an den gemeinsamen Veranstaltungen teilzunehmen, um die deutschen und italienischen Organisationen näher kennenzulernen und die gegenseitigen Erfahrungen nutzbringend anzuwenden.

W.H.W.-Kisten aus Manila

Auslandsdeutsche Frauen arbeiten für das W.H.W.

Die deutschen Frauen in Manila (Philippinen) konnten in diesen Tagen als erste Sendung für das deutsche Frauenhilfsdienst sechs volle Kisten mit neuen Kleidungsstücken und Wollstoffen nach Deutschland schicken. Das Material hierzu wurde aus eigenen Mitteln beschafft. Im Augenblick arbeiten die Frauen, die über die ganze Provinz verstreut, zum Teil 20 Stunden von Manila entfernt wohnen, an einer neuen Sendung für die Südostdeutschen, die ebenfalls noch vor Weihnachten hier eintrifft.

Linoleum will gepflegt sein

Nur die besten Hausfrauen wissen, daß die zur Linoleumbelichtung notwendigen Stoffe wie verschiedene andere aus dem Ausland bezogen werden müssen. Darum sollte jeder Linoleumteppich und auch der kleinste Läufer stets sorgfältig behandelt werden, damit sie ihre Aufgabe möglichst lange erfüllen.

Wichtig ist, daß Linoleum niemals mit sogenannten „Reiniger“ gereinigt, die Zement, Soda und hart alkalischen Seifen (wie zum Beispiel Schmierseife) behandelt wird. Ein Abwischen mit lauwarmem Wasser, dem man gegebenenfalls einen Löffel von einem guten Weichmittel zuzugibt, genügt fast immer, um Linoleum wieder sauber zu bekommen. Dann wird der Teppich mit Weichwasser abgewaschen und, nachdem er etwas eingetrocknet ist, blank gebohrt.

Damit das Linoleum nicht brüchig wird, muß das mit der Zeit hart werdende Wachs vor allem an den weniger beanspruchten Stellen in gewissen Abständen entfernt werden. Dazu legt man das Linoleum ein und erreicht auf diese Weise, daß auch diese Stellen verschwinden. Sofort nach dieser Reinigung wieder einwaschen und blank bohren!

Die Hausfrau bekommt nach einiger Zeit schon einen gewissen Blick dafür, wann der Linoleumläufer gefärbt und wann er wieder eingewacht werden muß. Immer aber daran denken: keine ölhaltigen Mittel für die Linoleumpflege verwenden!

ummunden, tragen Weihnachtsgebäck im grünen Laub und Raureisgoldfäden an der Spitze. Unten ist im vierreihigen Raum ein kleiner Garten angelegt aus Moos, Strohblumen und Spiegelglas, in dem kleine Spielzeuge grasen. Die Spitze des Adventsterns, aus dem nördlichen Deutschland kommend, hat sich überall eingebürgert. Leider wird er meist fertig gekauft. Schöner ist es, ihn selbst anzufertigen. Ein Holzkegel (Kinderpielkegel), auf dem sich ein Kissen aus Tannenzweigen und Fichtenreisfen umwickelt. Die Zweige werden in zugeschnittenen kleinen Büscheln fortlaufend von oben nach abwärts mit Blumen dracht festgebunden. Vier rote oder violette Bänder binden ihn an der Spitze fest. Wenn wir den Kranz auf den Tisch legen wollen, müssen wir ihn nach binden. Der prächtigste aller immergrünen Lichtträger ist der Weihnachtsbaum.

Herr Essig und Frau Zitrone Arm in Arm

Essig oder Zitrone: Das ist eine Frage, die viele Hausfrauen beschäftigt. Früher hätte man das ganz einfach beantwortet: „Nimm das Essig!“ Seit man aber durch die Vitaminforschung so ungemessen wichtige Aufbaumittel für den Körper gefunden hat, gibt es eigentlich kaum noch ein Problem, das da heißt: „Essig oder Zitrone“, sondern es heißt vielmehr: „Beides, — aber richtig verwenden!“ Haben doch beide im Haushalt heute ihren Zweck zu erfüllen, und zwar jedes als Helfer an seinem Platz, oder auch das eine das andere ergänzend, — vorausgesetzt, daß uns die Zitrone ausreichend zur Verfügung steht.

Zum Beispiel: Seefische best man, wenn möglich, eine Stunde mit Zitrone, falls man sie braten will; dem Kochwasser aber gibt man einen Schuß Essig bei, um das Fischfleisch recht blättrig zu machen. Einen grünen Salat, Tomaten Salat oder einen feinen Kleinsalat macht man mit Del und Zitronensaft an, dagegen Kartoffelsalat und ein richtiger Dressingsalat schmecken besser, wenn sie mit der schärferen Säure des Essigs angemacht sind. Pilze, vor allem Champignons, die sich im Kochtopf sofort verdunkeln, schmeckt man mit Butter und Zitronensaft; gibt es aber Schwarzwurzel an Mittag, so legt man sie nach dem Püken in Mehlwasser mit etwas Essig, damit sie schön weiß bleiben.

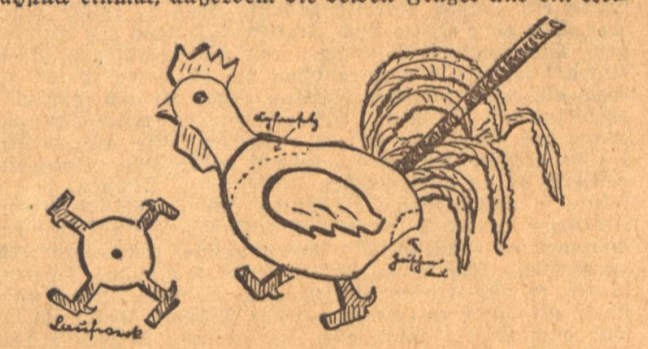
Schmort man Doh — a. B. Pfannen, Hasenbär, Birnen oder Äpfel —, so legt man beim Kochen ein wenig von der Zitronenscheibe hinein; das ergibt nicht nur einen edelsten Geschmack, sondern nimmt auch die manchmal starke Obstsäure in sich auf. Ueberzogene, will man sich die abgeriebene Zitronenschale etwas länger aufbewahren, um immer einen kleinen Vorrat zu haben, so füllt man sie in ein leeres Marmeladenglas und mischt Zucker hinein; dann hält sich die Schale eine ganze Weile. Essigessenz und Essigsäure dagegen werden selbstverständlich mit Essig einelastet. Eine schöne sämige Zuckerschmecke, wenn man Zitronen dazu nimmt. Will man aber Fleisch oder auch Äpfel 1-2 Tage aufbewahren, so schlage man sie in ein feuchtes Essigsäure ein.

Die Weibliche seien, daß man wirklich nicht mehr fragen kann: „Essig oder Zitrone?“, sondern daß es heute, und zwar immer im Rahmen des Vorhandenen, heißen muß: „Essig und Zitrone!“

Spielzeug — selbstgemacht

... und für die Großen ein Kasperlspiel

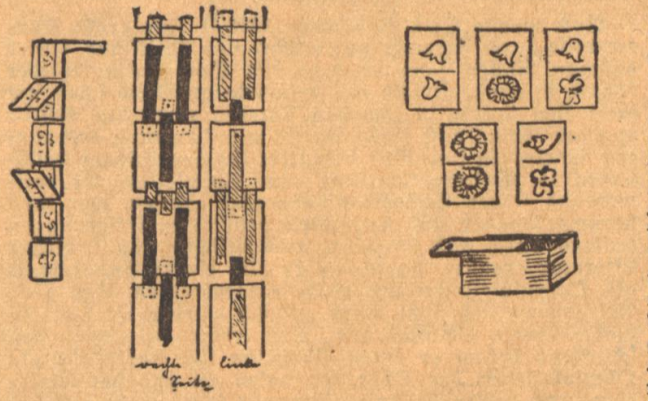
Heute machen wir für unser Kleines einen Gockel, den er laufen kann. Aus einem 1 Zentimeter starken Brett fügen wir den Körper zweimal, den Kopf mit Anschlag einmal, außerdem die beiden Flügel und ein kleines



Zeichnungen: W. A. Fischer

Teil, um hinten den Körper zu schließen. Das Laufwerk wird extra gefertigt. Es besteht aus einer freistehenden Scheibe mit vier Füßen, die windmühlenartig davon absteigen. Ist alles fertig, wird der Kopf mit Kalkstein zwischen die beiden Körperhälften gelehmt, ebenso das kleine Zwischenstück. Die Flügel werden auf den Körper gelehmt. Nun wird das Laufwerk, das in der Mitte ein Loch hat, beweglich eingesetzt (vermittels Drahtstift oder Schraube), so daß es sich leicht dreht. Ein Stod wird von oben eingesteckt und festgenagelt. Mit Federn aus einem alten Federkissen oder Stabmehl machen wir einen imposanten Fahnenstamm. Das ganze wird bunt bemalt und mit farbigem Lack überzogen. Wie Holz kann nun unser Kleines den Gockel vor sich herlaufen lassen! Wir können ihm auch noch ein Stuch dazu machen nach dem gleichen Prinzip, dann hat es für jede Hand eines. Oder wir können eine Gans machen mit vorgezeichnetem Kopf, als ob sie sitzen wollte. Die Flügel können wir bei ihr dann mit kleinen Papfen waagrecht einleimen. Ist das nicht schön als ein Nachziehtier, nach dem man sich immer und öfters muß?

Wunder schön ist auch das Klapperspiel. Dazu brauchen wir eine Anzahl rechteckiger Holzplättchen, die wir entweder mit der Laubsäge selbst ausschneiden, oder sie uns vom Schreiner schneiden lassen. Nun bekommt

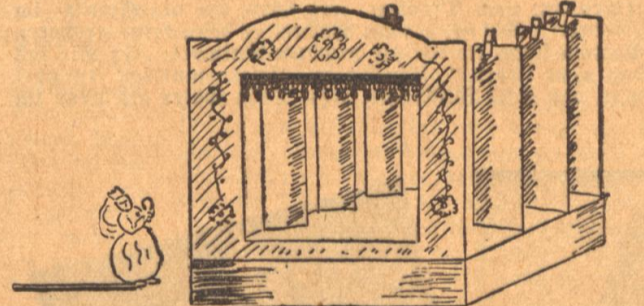


jedes auf beide Seiten ein buntes Bildchen gemalt oder gezeichnet, und dann werden sie nach dem Schema der Zeichnung mit schmalen starken Bändern miteinander verbunden, das mit breitflügeligen Nägeln aufgenagelt wird. Das

oberste Brettchen bekommt eine Handhabe, und immer, wenn diese gedreht wird, dreht sich jedes Brettchen des Spiels mit hellem „Klapp, Klapp“ auf die andere Seite, und es sieht aus wie ein hölzerner Wasserfall.

Für die Großen machen wir ein Bilderdominio. Auch hierzu benötigen wir Holzplättchen aus dünnem Sperrholz, 8 Zentimeter auf 40 Zentimeter groß. Wir brauchen ferner, wie das Dominio Steine hat, also 28. Jedes Brettchen bekommt einen Strich quer durch die Mitte und dann entsprechend dem Dominio auf jede Hälfte anstatt der Punkte ein buntes Bild. Es empfiehlt sich, die sieben verschiedenen Bilder je mit einer bestimmten Farbe zu grundieren, es ist dann übersichtlicher und bunter. Am nettesten ist, wenn die Bilder aufeinanderpassen, also z. B. lauter verschiedene Tragtiere, oder Insekten oder Vögel oder Blumen. Wenn wir nicht Delfarben zum Malen besitzen, nehmen wir Wasserfarben und lackieren nachher mit Kopallack. Das Klappen dazu mit dem Schiebdeckel lassen wir uns entweder vom Schreiner machen, oder wir machen es selbst aus dünnem Sperrholz. Die Wände der Längsseiten müssen dann aus zwei Schichten bestehen, wobei bei der inneren Schicht die Nüsse für den Schiebdeckel ausgespart wird. Das Klappen beizen wir oder lassen es holzfarben.

Für unsere Großen aber gibt es dies Jahr etwas ganz Besonderes: wir bauen ihnen ein Puppentheater! Eine Kasse mit hellgrünem Emailld bemalte Holzleiste gibt die Bühne. Sie muß ca. 50 Zentimeter breit und ca.



40 Zentimeter tief sein. Der vordere Aufbau, an dem auch der Vorhang befestigt ist, wird aus dunkelbemalter Pappe gefertigt, auf schmale Leisten genagelt und diese in dazu vorbereitete Löcher vorne in den Bühnenboden gesteckt. Der Vorhang läuft entweder über einen dünnen Stab, der mit Draht befestigt ist, und wird seitlich ausgezogen, oder er wird über einen Stab nach oben gerollt. Dann muß der Stab aber nicht zu kurz sein und in Drahtschlaufen liegen. An schmalen rechteckigen Pappstücken, die ebenfalls mit Leisten in den Bühnenboden gesteckt werden, werden mit Wasserfärbung die auswechselbaren Kulissen befestigt, ebenso der Hintergrund. Wir brauchen also auf jeder Seite drei solcher Teile. Kulissen, Hintergrund und Figuren malen wir uns entweder selbst oder wir kaufen die Scholz-Wilderbogen für das Puppentheater. Kleben sie auf dünne Pappe und schneiden sie aus. Die Figuren werden entweder an Drahten von oben oder an dünnen Holzleisten von der Seite gesteckt. Aber keinen Text kaufen! Die Kinder spielen mit weit größerer Freude, wenn sie aus eigener Phantasie spielen. Haben sie erst einmal gedruckte Texte, werden sie unsicher und trauen sich nichts eigenes mehr zu. Puppentheater spielen kann ein wunderbares, wertvolles und anregendes Spiel sein, das durch Jahre hindurch mit ungeminderter Freude durchgeführt werden kann.

Spielzeug — selbstgemacht! Wer kriegt da nicht Lust? W. A. Fischer

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Am Anfang und RAMPENLICHT

Von Günther Röhrdanz

Wenn der Vater eine schöne Stimme hat...

Der Lehrer wird Sänger

Aus dem Opernhaus in Dresden kam ein effischer Bub. Begeistert küßte er auf die Mutter, die ihn adholte, und erzählte ihr von der „Fidelio“-Aufführung. Er war ganz Feuer und Flamme. Und dieses Erlebnis sollte der Junge bald nicht vergessen. Dieser Bub war Erik Wildhagen, dessen Vater auf einem Gut bei Dresden saß. Das Opernhaus gehörte dem Großvater. Und der Sohn sollte es später einmal übernehmen. Der Vater aber war in der ganzen Umgegend bekannt wegen seiner schönen Stimme und spielte im Gesangsverein und bei größeren Festen eine unwichtige Rolle. Dem Sohn aber sollte die vom Vater geerbte Begabung zum Schicksal werden. Sein „Fidelio“-Erlebnis in Dresden aber wurde bestimmend für seine weitere Entwicklung. Er konnte den Gesang und die Musik nicht mehr vergessen und schrieb mutig mit 13 Jahren an das Konservatorium um eine Freistelle für Klavier oder Gesang. Die Antwort war, daß eine Stelle für Jagott frei wäre. Nun konnte sich der Bub unter diesem Wort nichts Rechtes vorstellen und vertraute sich daraufhin seiner Mutter an, die ihm riet, „etwas Vernünftigeres“ zu lernen. Klavierstunden durfte er aber damals schon nehmen. So ging die Schulzeit vorüber. Die heimliche Leidenschaft aber blieb bei dem Buben bestehen. Er wollte zur Oper. Um wenigstens auch nach der Schulzeit die Möglichkeit zu haben, mit musikalischen Dingen in Verbindung zu kommen, entschloß er sich für den Beruf des Lehrers, weil er hier hoffte, als Kantor einmal Musik ausüben zu können, soviel er wollte. So besog er das Lehrerseminar in Pirna. Hier entdeckte aber der alte Musikprofessor Handke seine Stimme und

bekanntes Mitglied der Dresdener Staatsoper Perron vor, der den Doh in der Aufführung des „Hofenmaier“ von Richard Strauß sang. In dieser Aufführung bekam Erik Wildhagen von Perron eine Karte geschenkt und durfte so die berühmte Aufführung miterleben.

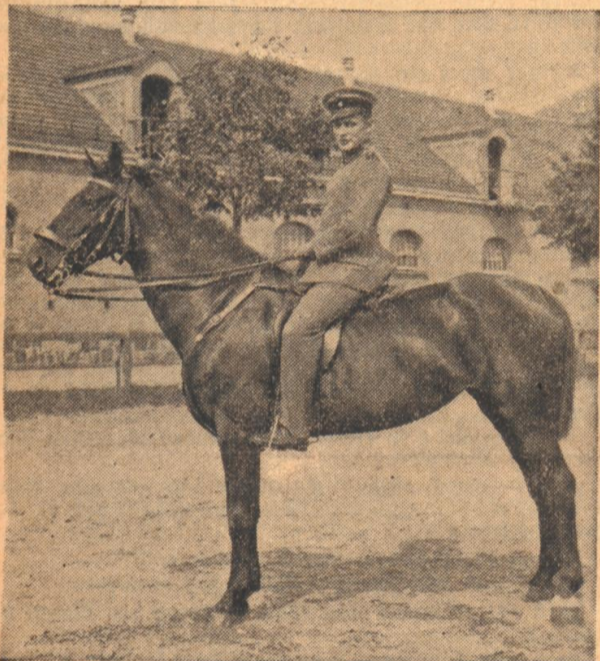
„Nach Schluß des Krieges“

Perron nahm sich auch weiter des begabten Jungen an. Er gab ihm Stunde. So war schon ein Jahr vergangen und Wildhagen hatte schon Fortschritte gemacht. Da



Drei große Rollen

Erik Wildhagen von links nach rechts: in seiner ersten Rolle als Max im „Freischütz“ in Dresden, als Don Juan in München und als Oberst Chabert in Dresden



Ein schneidiger Reiter

Erik Wildhagen während des Krieges als Artillerist

seine Musikalität. Und als der junge Lehrer bei ihm Gesangs-, Orgel- und Klavierstunden nahm, da war eigentlich die Entscheidung gefallen: aus dem Lehrer wurde ein Sänger.

Zwischen Tenor und Bariton

Die Mutter fand bei diesen Stunden und auch bei dem öffentlichen Auftreten des Sohnes nichts weiter, weil sie immer noch den Glauben hegte, er wolle wirklich Lehrer werden. Dabei waren die wissenschaftlichen, besonders die naturwissenschaftlichen Fächer bei dem Herrn Sohn nicht allzu beliebt, zumal auch der Direktor des Seminars ein Einsehen hatte und selbst noch den jungen Künstler fördern half. So sang er nicht nur bei Schüleraufführungen, sondern wurde auch für Kirchenkonzerte selbst schon nach Dresden ausgeliehen. Stimmlich hatte er sich noch nicht festgelegt, sondern sang bald Tenor, bald einen hohen Bariton. Daß bei einer solchen regen Tätigkeit die Leistungen in der Schule, besonders in den bei ihm weniger beliebten Fächern wie Mathematik und Physik etwas zurückblieben wird jeder verstehen. Viel wichtiger war für ihn, daß er musikalisch vorwärts kam. Und hier sollte er bald einen ganz bedeutenden Sprung tun. Bei einem der Kirchenkonzerte in Dresden hörte ihn die berühmte Koloratursängerin Margarete Siems und riet dem 17-jährigen zum Gesangstudium. Sie stellte ihm dem

Kam der Krieg. Wildhagen machte am Seminar sein Notexamen und meldete sich dann sofort freiwillig bei der Feldartillerie. Als Artillerist hat er den Weltkrieg im Osten und Westen bis zum Schluß mitgemacht. 1917 lag er mit einer Malaria in Dresden im Lazarett. Und hier hatte er Glück im Unglück. Die Dresdener Staatsoper gab in dem Lazarett ein Wohltätigkeitskonzert, bei dem ausgezeichnete Kräfte mitwirkten. Wildhagens Kameraden, die ihn schon manchmal wegen seiner Singerei aufgezo-gen hatten, forderten ihn auch hier wieder eigentlich mehr aus Jux auf, auch etwas zu singen. Da sang Erik Wildhagen den „Benz“ von Hindbach. Nun war aber unter den Mitgliedern der Dresdener Staatsoper auch der damalige Hofkapellmeister Briegler. Zum Erlaunen von Wildhagens Kameraden ließ dieser sich Wildhagens Anschrift geben. Also schien hinter seinem Singen doch mehr zu stecken, als sie angenommen hatten. Wie erkaunt wären sie aber gewesen, wenn sie erfahren hätten, daß ihr Kamerad nach vier Tagen bereits einen Anfängervertrag für die Dresdener Staatsoper in der Tasche hatte. Allerdings enthielt er noch die Klausel, „nach Schluß des Krieges“, denn nach seiner Genesung ging Erik Wildhagen zunächst wieder ins Feld.

Die Zeit der Entscheidung

Kaum war er aber nach Schluß des Krieges in die Heimat zurückgekehrt, da begann er mit Leidenschaft noch einmal zu studieren, denn darüber war er sich von Anfang an klar, daß ihm mit dem Engagement an die Dresdener Oper lediglich eine große Chance gegeben war, die aus der Beste genutzt werden mußte. Es war auch hier so, wie oft in der Laufbahn eines Künstlers, daß zum Glück auch die harte, zielbewusste Arbeit kommen muß, wenn eine Laufbahn wirklich eine Höhe erreichen soll. Als dann aber Erik Wildhagen am 1. September 1919 sein Engagement in Dresden antrat, wurde er zunächst nur in kleinen Rollen beschäftigt. Der Bote im „Troubadour“, ein Priester in der „Sauberslöhle“ waren die Rollen, die der junge, labernde Künstler zunächst ein halbes Jahr lang sang. Aber er verlor den Mut nicht; denn er wußte, daß aller Anfang auch auf dem Theater schwer ist. Und bald machte ihm auch das Glück wieder. Schiedemann kam als Intendant nach Dresden und hörte ihn als Verdoh im „Hänsel“. Auf die Frage, warum er denn keine größeren Partien singe, lautete die prompte Antwort: „An mir soll das nicht liegen!“ Die Folge dieser mutigen Antwort war, daß Erik Wildhagen schon Tage später als Max im

„Freischütz“ auf den Brettern der Dresdener Oper stand und sich einen großen Erfolg erlangte.

Kameradschaftliche Hilfe

Wenn sich Wildhagen durch seine mutige Antwort eine Stellung erworben hatte, so galt es, sie auch zu halten. Wohl hatte er von Anfang an in den Mitwirkenden der Dresdener Oper, unter denen Namen wie Stegemann, Laucher, Plachke und Elisabeth Redera einen Klang hatten, der weit über Dresden hinausging, lauter große Vorbilder, denen er nachzueifern konnte. Und er hat in dieser Zeit ungeheuer viel gelernt. Doch mit dem Auf-rücken in das erste Fach mußte er sich neben ihnen gleich-zeitig behaupten. Das Ensemble von großen Vorbildern aber hand dem jungen aufstrebenden Künstler jederzeit mit Rat und Tat zur Seite. Aber er selbst tat auch sein macker Teil bei der Arbeit. Jeden Morgen war er da-mals auf der Probe zu finden, wenn er auch nichts zu tun hatte, um aus dem Sehen und Hören der großen Vorbilder zu lernen. Abends sah er schon wieder in der Aufführung. Und wenn er selbst auf den Brettern stand, dann sahen die Kollegen im Parterre. Nach der Vorstel-lung aber machten sie ihn auf Fehler aufmerksam, die es noch zu überwinden galt. Nun konnte man jaagen, daß es bei so viel Rat und Tat ganz einfach wäre, sich zu be-haupten. Die Anforderungen, die die Dresdener Oper da-mals an jeden stellen mußte, wurden durch solche Hilfsde-reitschaft in keiner Weise gelindert. Die Leistung mußte da sein, sonst war an ein Fortkommen nicht zu denken. Für Wildhagen war damals ein gerüttelt Maß von Arbeit zu bewältigen, denn alle Partien, die er bekam, mußten von Grund auf neu studiert werden. Dabei waren es nicht die kleinsten, die man ihm anvertraute.

Der Wäfrige sang damals den Mathias im „Evan-gelium“, den Hans in der „Verkauften Frau“, den Pedro in „Tiefenland“, den Siegmund in der „Walküre“ und den Tonio im „Bajazzo“. So vergingen unter viel Arbeit und immer erneuertem Studium vier Jahre in Dresden.

Das große Vorbild

Und eines Tages war Erik Wildhagen so weit, daß er auf Konzerte gehen konnte. Mit Erik Wildhagen durch-reiste er Schweden, Norwegen und Finnland. Mit ihm reiste auch sehr das Glück. In Göteborg nämlich lernte er den berühmtesten italienischen Bariton Vattini kennen. Und dieser riet Wildhagen dazu, ganz auf Bariton umzuwandeln, denn im Grunde neige er nicht zum Bassbariton. Vattini selbst hatte, wie er erzählte, auch als Bassbariton angefangen und später als Bariton die Welt erobert. Wieder hatte das Glück vor Erik Wildhagen ein großes Vorbild gestellt. Und er folgte ihm. Der Weg aber führte nach Italien, ins Land des Orlandi. Hier studierte Wildhagen zunächst einmal neu. Nach einem Vierteljahr war er schon am „Teatro reale“ in Rom als erster italienischer Bariton engagiert und sang ab-wechselnd mit Vattini. Wieder war ein großer Sprung getan, der allerdings anders aussah, als es sich der junge Künstler damals gedacht haben mochte. Zunächst galt es, er an allen großen italienischen Bühnen, in er lernte so ausgezeichnete italienische, daß er sich für einen Italiener ansprechen konnte. Als Enrico Villani trat er auf, weil er sonst Gefahr laufen mußte, nicht engagiert zu werden. Auf seinen Reisen durch das schöne Italien lernte er alle großen italienischen Sänger kennen und stand mit ihnen zusammen auf der Bühne. Unter ihnen war auch Gialli. Aber alle Erfolge, alle Schönheit des Landes konnte über eines nicht hinwegrücken. Das Heim- weh nach Deutschland wurde so hart, daß Erik Wildhagen eines Tages die große Karriere, die ihm bei diesen Er-gebnissen noch bevorstehen mußte, hintenanstellte und nach Deutschland zurückkehrte.

Von Erfolg zu Erfolg

München griff damals an und engagierte Erik Wildhagen als ersten Irilischen und Charakterbariton. Wieder begann eine Zeit anstrengender Arbeit, denn auch an dem neuen Fleck mußte sich der Künstler erst behaupten. Daß er sich aber zu behaupten wußte, bewies ihm die Tatsache, daß er nach drei Jahren bayerischer Kammer-sänger wurde. Auf der Bühne der Münchner Oper aber lernte er heute Abend als Sebastiano in „Tiefenland“ arohe Gesänge, um am nächsten Abend als Raaro im „Barbier“ ebenfalls vor den Vorhang zu treten. Doch das nicht allein. Nebenher reiste Erik Wildhagen damals als Gast in Spanien, Frankreich, Schweden und Dänemark. Bald sang er im Konzertsaal, bald auf der Bühne eine arohe Rolle. 1928 bis 1930 hatte er einen Gastspielvertrag mit der Wiener Staatsoper. Rein nebstamtlich stellte diese Tätigkeit die ardhsten Anforderungen an den Künstler. Der ungeschätzte 58 Partien fertig bereit haben mußte. Wenn Wildhagen damals arohe Erfolge hatte, so war ihnen an-strengende Arbeit vorausgegangen, so daß die Erfolge ein schöner Lohn für die Mühen waren, die Studium und lan-ge Probe mit sich gebracht hatten.

Vom Sänger zum Oberspielleiter

Nach machte Erik Wildhagen 1930/31 eine arohe Kon-zertreise durch Amerika unter Max von Schillings. Unter-anderen Rollen sang er hier den Don Juan. Wieder konnte er große Erfolge mit heimbringen. Doch schon um diese Zeit wurde in ihm das Streben nach, den Schritt von der Gestaltung einer Partie zur Formung des gan-zen Werkes zu tun. Das bedeutete für den Sängers Wildhagen die Weiterentwicklung zum Spielleiter. Er hatte während seiner Sängerkarriere viel gesehen, war weit herumgekommen und hatte diese praktischen Erfahrungen laufend durch das Studium geschichtlicher und sachlicher Literatur ergänzt. So konnte er also einem Engagement als Opernspielleiter mit Ruhe entgegensehen. Er hatte in Baden-Baden als Gast den „Don Juan“ inszeniert. An-schließend bekam er einen Vorstoß für Karlsruhe als Opernspielleiter der Oper. Er nahm an und hat selber hier durch zahlreiche Anzeigenungen seine arohe aktiverische Fähigkeit bewiesen.

Nächsten Sonntag lesen wir:

Felix Baumbach



Erik Wildhagen in Dresden

Unsere Bilder zeigen den Künstler von links nach rechts: als Tonio in „Die Walküre“ und als Siegmund in „Regimentssohne“ (Aufn.: G. Abel, Holdt, Privat.)

Die Jugend will ihren Film

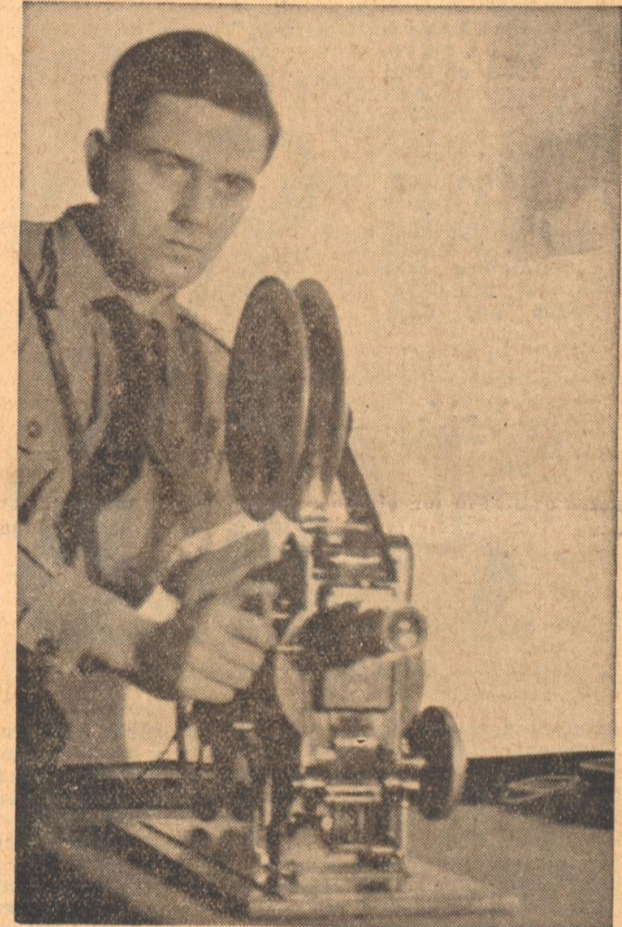
Zur Eröffnung der Jugendfilmreihe des Gebietes Baden 1938/39 am 11. Dezember

Seit, am 11. Dezember, eröffnet die badische Hitler-Jugend ihre Filmreihe 1938/39. In allen Abteilen des Gebietes Baden werden aus diesem Anlaß Jugendfilmstunden durchgeführt und werden Rundgebungen für den Jugendfilm abgehalten. Auch in der Gauhauptstadt wird eine Rundgebung stattfinden, bei der Obergebietsführer Friedhelm Kemper sprechen wird. Der nachfolgende Beitrag soll unseren Lesern einen Einblick in das Wesen und die Filmreihe der HJ geben.

Jugend und Film ist eine oft behandelte Frage. Als feinerzeit die ersten Prädikate „Jugend frei“ und „Für Jugendliche verboten“ von den Erziehern gefordert und von den staatlichen Stellen eingeführt wurden, waren das lediglich Polizeimaßnahmen, die von der negativen Seite her die Jugend vor etwas bewahren wollten, was ihr vielleicht oder sicher schädlich sein konnte. Die damals — und mit wenigen Ausnahmen — bis 1933 hergestellten Filme hatten es allerdings auch nicht anders verdient.

Die Jugend hat nun lange genug „Jugendvorstellungen“, die eigentlich Kinderwerkstätten hätten heißen müssen, verlogene Bildschirme und lächerlich-falsche Abenteuer als Kunst vorgelegt bekommen, daß der Rückschlag einmal kommen mußte. Als Entgegnung auf jene abernur und leichtfertigen Besuche sind die Jugendfilmstunden entstanden, damit die Jugend endlich das zu sehen bekam, was ihrem natürlichen Empfinden und damit dem Volksempfinden entspricht. Aufgaben der Jugendfilmstunden ist nicht mehr und nicht weniger, als der Jugend zu zeigen, welcher Film wert ist, angesehen zu werden, und den Filmherstellern zu beweisen, daß nur der gute, echt und wahrhaft erlebte und dargestellte Film vor der Jugend bestehen kann.

Die Jugendfilmstunden der HJ wurden in die Spielzeit 1937/38 von rund dreieinhalb Millionen Jugendlichen besucht. Ueber 50 Prozent der in den nationalsozialisti-



(Aufnahme: Liebscher.)

sehen Jugendverbänden organisierten Jungen und Mädchen also in den Jugendfilmstunden laubere und wertvolle Filme. Diese Zahlen rechtfertigen, daß die große und geschlossene Organisation der HJ, einen bestimmenden Einfluß auf den deutschen Film zu gewinnen versucht und damit für ihren Teil einen Beitrag zum Thema „Publikumsgehalt“ leistet. Der einseitige Wille und die verantwortungsbehaftete Einstellung der gesamten deutschen Jugend verbindet hier alle Konzeptionen.

Die eindeutige Haltung der Jugend erschöpft sich nicht mit den Fragen des Kinobesuches allein, sondern strahlt auch auf die Filmherstellung selbst aus. Maßgebende Kräfte sind sich hier einig mit der Jugend, wie die Reichsfilmtage der HJ, bewiesen haben.

Das Prädikat „Jugendwert“

Anläßlich der ersten Reichsfilmtage der Hitler-Jugend in Hamburg im Jahre 1937 wurde von der Jugend für-misch die Forderung gestellt, nicht nur alte Filme, d. h. Filme die bereits sechs Monate in den Videoplatzläufern gelauften waren, in Jugendfilmstunden zur Aufführung zu bringen, sondern besonders gute und staatspolitisch wertvolle Filme der Jugend sofort zugänglich zu machen. Diese Forderung sollte sich auf eine Beförderungsorganisation von 2/3 Millionen Hitler-Jungen und HJ-Mädchen, und sie hätte sich weiter darauf, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug sei.

Bei den zweiten Reichsfilmtagen in Wien vom 22. bis 27. 11. 1938 verbandete der Chef des Presse- und Propa-gandaamtes der Reichsjugendführung, Hauptbanführer Dr. Carl Vapper, daß dem Wunsch der HJ, von höchster Stelle Rechnung getragen worden sei. Der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda hat verfügt, daß im Einvernehmen mit dem Präsidenten der Reichsfilmkammer künftig die besten deutschen Filme der Jugend sofort gezeigt werden, sobald sie heraus kommen.

Im Rahmen dieser Verfügung sind der Chef des Presse- und Propagandaamtes der Reichsjugendführung, Hauptbanführer Dr. Carl Vapper und der Hauptamts-leiter Jugendfilm bei der Reichspropagandaleitung, Amtsleitung Film, Banführer Alfred Schübe, in die Filmprüfstelle berufen worden. Das Prädikat „Jugendwert“ ist geschaffen worden und vier Filme jeweils aus einem Produktionsjahr, die dieses Prädikat „Jugendwert“ erhalten, stehen der Jugend sofort zur Verfügung. — Die Hitler-Jugend ist glücklich, daß ihre Arbeit von höchster Stelle Anerkennung gesollt wird. Diese Tatsache wird die Freundschaft der Jungen und Mädchen, die Jugendfilmstunden zu besuchen erheblich steigern.

Der Weihnachtsmann

hält
Appell



Am laufenden Band wird der neueste Weihnachtsschlager abgeliefert. dieses Jahr ist es das Windmühlenflugzeug.

Erwachsene Menschen schreiben dem Weihnachtsmann keinen Wunschzettel. Sie bliden prüfend in ihren Geldbeutel und lassen im vertrauten Familienkreis mal ein Wort fallen: „Die alte Aktentasche tut's wohl auch nicht mehr lange...“ Aber einmal haben auch sie an den bärtigen Gabenbringer geglaubt. Der Weihnachtsmann ist eine unsterbliche Figur, so alt wie das deutsche Märchen selbst. Er ist der Mittler zwischen kindlichen Sehnsüchten und dem fernen Wolkenreich, das ein unerschöpfliches Paradies, die

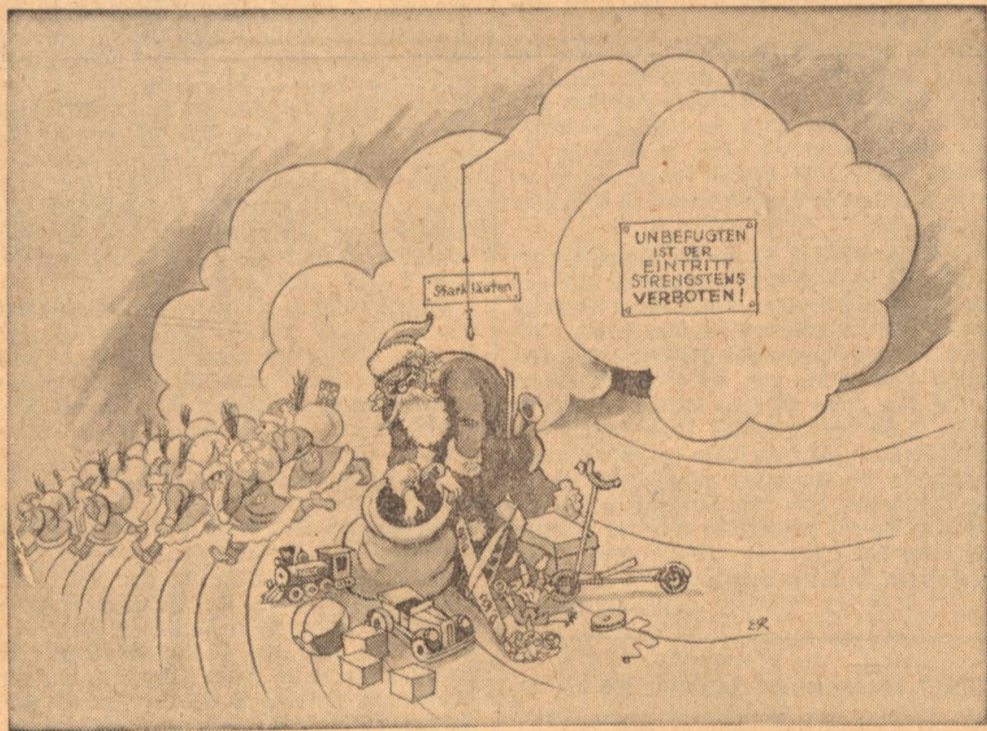


Weihnachtsappell: Von Nr. 5 sehe ich nur den Bart und den nicht einmal in Richtung!

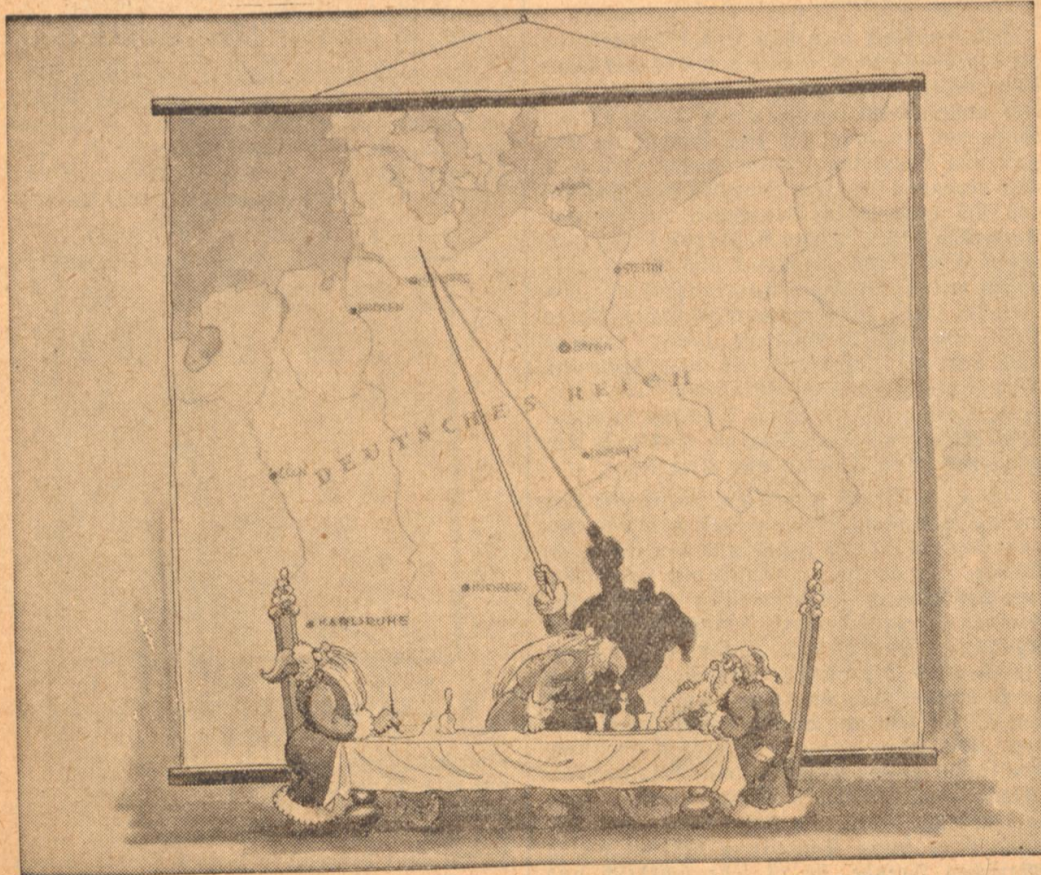


Ein furchtbarer Einfall: „Bitte rasieren und Haarschneiden 1 mm!“

Herrlichkeiten der Erde aufspeichert. Das Bild des Weihnachtsmanns bleibt immer gleich. 1870 jah er schon so aus wie heute, und selbst in einer Zeit, da die Frauen sich die Köpfe bis auf einen schmalen Männerstiel sichern ließen und Auchtümler bunte Quadrate für Menschen ausgaben und andere geometrische Figuren für Berge, badende Nixen und Meereswellen erklärten — selbst damals blieb sich der Weihnachtsmann gleich, trug eine warmgefütterte Kutte, eine Pelzmütze, pelzgefütterte Winterwaldstiefel und dazu den Pelz aller Pelze: den nie abzurasierenden Weihnachtsmännerbart...



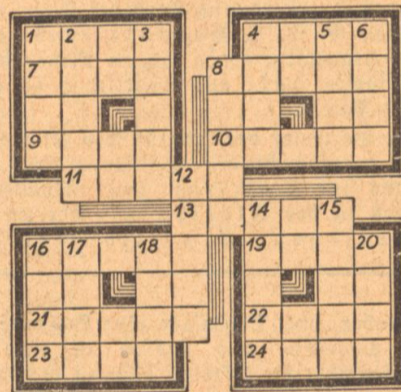
Jetzt habe ich doch die Rute vergessen! Erwin Rechenberg-Bavaria (5)



Die Oberweihnachtsmänner beim Entwurf der diesjährigen Feierlichkeiten.

Zum LACHEN und RATEN

Kreuzworträtsel



Waagrecht. 1 Schlachtfeld in Afrika, 4 mündliche Ueberlieferung, 7 afrikanische Rinderart, 8 Wüstenstern, 9 Teil des Weinstocks, 10 Bedienter, 11 Musikinstrument, 13 männlicher Vorname, 16 Sturmwind, 19 europäischer Gebirgszug, 21 Stadt im Negds, Frankfurt a. d. Oder, 22 hoher englischer Adel mit Sitz im Oberhaus, 23 Blutgefäß, 24 Mädchenname.

Senkrecht. 1 Farbton, 2 Stern am nördlichen Sternhimmel, 3 Sinnesorgane, 4 süd-arabische Landschaft, 5 Stadt Thüringens, 6 weiblicher Vorname, 8 Doppelpunkt, 12 all-römischer Gott, 14 Blume, 15 deutsche Funktion, 16 rechter Zufluss der Saale in Thüringen, 17 Schiffsart, 18 offizier-mandschurischer Grenzfluß, 20 griechisches Saiteninstrument.

Silben-Versrätsel

ar — heiß — heß — ce — dar — del — der — dienst — dus — e — e — ein — ern — gart — gen — glu — go — hi — in — in — jahr — ker — li — lus — mu — nor — phen — ro — ro — sa — sat — te — tel — tel — vier — we — win

Aus diesen 88 Silben sind 14 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben — abwärts gelesen — ein Sprichwort ergeben.

1. Berühmter Forscher der Natur,
2. Den Fluß siehst du in Indien nur,
3. Landgräfin einjt in deutschem Land,
4. Hier gibt es Fjorde, wenig Strand,
5. Dienstpflicht im deutschen Vaterland,
6. Der Reiter schwingt sich drauf gewandt,

7. Ein Nadelbaum reißt sich nun an,
8. Nur schwer man sie entziffern kann,
9. Der Landmann wünscht sie sich recht reich,
10. Wie hieß des Remus Bruder gleich?
11. Ein Grasland ist's, kein reiches Feld,
12. Aus Frentags Ahnen tapfres Feld,
13. Ein Zeittabschnitt, nur mäßig klein,
14. Der Schluß soll noch ein Flugzeug sein.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____

Wer hat richtig erraten?

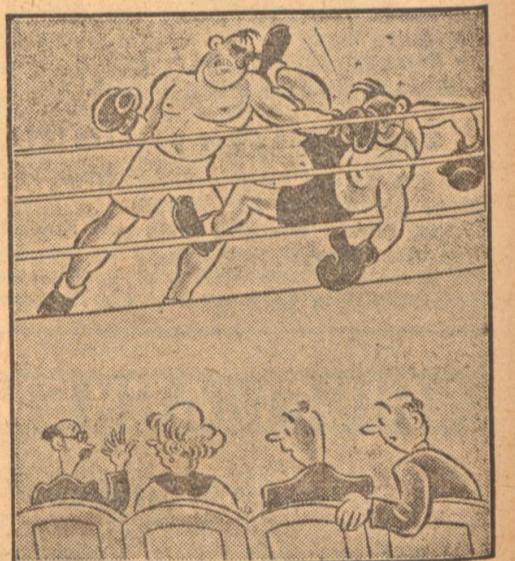
Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1 Maaltritt, 6 Abo, 7 Ort, 8 Chaos, 9 Art, 11 Alm, 13 Ida, 14 Red, 16 Die, 17 Karan, 18 Nil, 19 See, 20 Zupfector. — Senkrecht: 1 Walkeront, 2 God, 3 Standarte, 4 Rosa, 5 Trompeter, 10 Me, 12 Kel, 15 Pais, 16 Luft. — Aussprachrätsel. Richard Wagner. Es wird mit 4 ausgesprochen.

Worträtsel: Der Schein trägt.

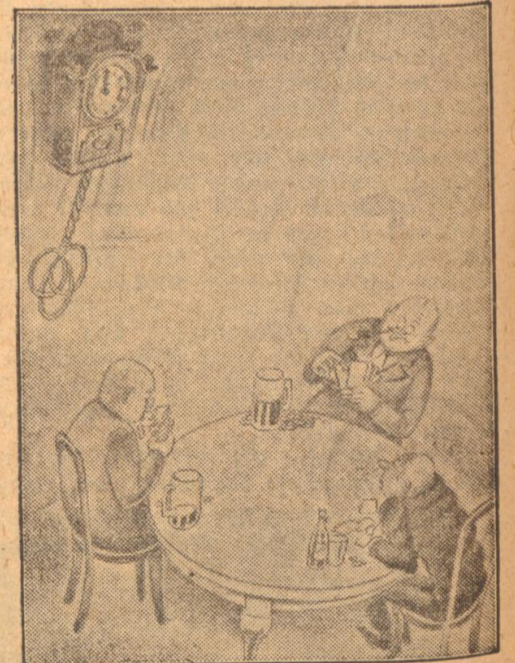
Das Vorfahrtsrecht

Dreihundertfünfzig StraÙe in Newyork. Ein Motorrad stieß mit einem Auto zusammen. Der Schutzmann schritt ein. Gegen den Motorradfahrer.

„Sie sind schuld!“
„Aber ich hatte doch das Vorfahrtsrecht!“
Der Schutzmann nickte:
„Das Vorfahrtsrecht mögen Sie haben. Aber die Dame im Auto hat einen Bruder, der Polizeichef ist, und eine Schwester, die mit mir verlobt ist!“



Verständlicher Stolz „Ich bin der einzige, der ihn bisher geschlagen hat! ... ich bin nämlich sein Vater!“



Die Gespensterstunde des Pantoffelhelden dans Nacht